

Soziologie

Aus dem Inhalt

- **Wolf Lepenies:**
*»So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht ...«
Ein Gespräch mit Sina Farzin*
- **Albert Scherr:**
Die Soziologie-Leute und ihre Kritik
- **Axel Philipps:**
Brauchen wir eine Soziologie des Digitalen?
- **Stefan Hirschauer, Laura Völkle:**
Denn sie wissen nicht, was sie lehren
- **Volker Müller-Benedict:**
Examensnoten
- **Komplexe Dynamiken
globaler und lokaler Entwicklungen
Themenskizze zum 39. Kongress der DGS 2018
in Göttingen**

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 4 • 2017

Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Sina Farzin (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/97 35 648 (Redaktion) oder 040/42 83 82 549 (Sina Farzin)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund, Institut für Soziologie, Emil-Figge-Straße 50, D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@kwi-nrw.de, Tel.: 0231/75 57 135

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Dr. Sonja Schnitzler (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax: 0201/72 04 111

Schatzmeister der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Dariusz Zifonun, Philipps-Universität Marburg, Institut für Soziologie, Ketzlerbach 11, D-35032 Marburg, E-Mail: dariusz.zifonun@staff.uni-marburg.de, Tel.: 06421/28 24 589

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.sozioologie.de

Die Zeitschrift *Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst über EBSCOhost Information Services sowie in den CSA Sociological Abstracts und dem Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS, beide erreichbar über Gesis – Sowiport (sowiport.gesis.org).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, D-60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübelmann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, Tel. 0 69/97 65 16 32, E-Mail schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwassenstraße 2, D-72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel: 07071/93 53 16, Fax: -30 30

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 70 €, Studierende / Emeriti 30 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial 375

Identität und Interdisziplinarität

Wolf Lepenies

»So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht ...«
Ein Gespräch mit Sina Farzin 377

Albert Scherr

Die Soziologie-Leute und ihre Kritik 389

Axel Philipps

Brauchen wir eine Soziologie des Digitalen? 403

Forschen, Lehren, Lernen

Stefan Hirschauer, Laura Völkle

Denn sie wissen nicht, was sie lehren 417

Volker Müller-Benedict

Examensnoten 429

DGS-Nachrichten

Komplexe Dynamiken

globaler und lokaler Entwicklungen

Themenskizze zum 39. Kongress der DGS 2018 in Göttingen 453

Ethik-Kodex der DGS und des Berufsverbandes Deutscher
Soziologinnen und Soziologen (BDS) 456

Wechsel in den DGS-Gremien 462

Veränderungen in der Mitgliedschaft 463

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Kulturosoziologie	466
<i>Sektion</i> Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie	468

Nachrichten aus der Soziologie

Michaela Pfadenhauer In memoriam Peter L. Berger	472
Joachim Renn In memoriam Hansfried Kellner	478
Habilitationen	483
Call for Papers	484
Handeln = Herstellen? • Konflikte und Gewalt in öffentlichen Organisationen • Musik – Kultur – Gedächtnis • Offene Ta- gung der DGS-Sektion Politische Soziologie	
Tagungen	494
Conference of the Research Unit »Horizontal Europeanization« • Strukturelle Gewalt	
Autorinnen und Autoren	497
Abstracts	498
Jahresinhaltsverzeichnis 2017	502

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

als im vergangenen Herbst direkt nach der Wahl Donald Trumps die professionellen Expertinnen und Analysten kurz ratlos (wenn auch wortreich) ob der eigenen falschen Prognosen verstummten, kletterten leicht angestaubte Romane an die Spitze der us-amerikanischen Bestsellerlisten, die zuvor allenfalls noch als Pflichtlektüre in Schulcurricula zu finden waren: George Orwells 1984 wurde zum Kassenschlager, ebenso Sinclair Lewis' »It can't happen here« und einige andere mehr. Aber nicht nur teilweise jahrzehntealte Dystopien schienen auf einmal den Bedarf an Orientierungswissen in einer Gegenwart zu erfüllen, deren gesellschaftliche Fliehkräfte den professionellen medialen und teilweise auch wissenschaftlichen Beobachtungsroutiniers anscheinend entwischt waren. Auch realistische, häufig autobiographisch gefärbte Erzählungen rückten in den Fokus, wenn es darum ging, die populistischen, nationalistischen und autoritären Verschiebungen in der Politik zu deuten: J.D. Vances Aufstiegs- und Familiengeschichte aus dem amerikanischen *rust-belt* »Hillbilly Elegy – A Memoir of a Family and Culture in Crisis« wurde mindestens so intensiv rezipiert wie Arlie Russel Hochschilds Studie »Strangers in Their Own Land«. Edouard Louis' Roman »Das Ende von Eddy« wurde neben Didier Eribons ebenfalls stark autobiographischer Zeitdiagnose »Rückkehr nach Reims« zum Buch der Stunde, wenn es (vermutlich vorschnell) darum ging den Erfolg der französischen Rechten mit dem Anerkennungs- und Identitätsverlust der französischen Arbeiterklasse zu erklären. Dass diese enge Verbindung zwischen literarischen und soziologischen Gesellschaftsbeobachtungen in Krisenzeiten vielleicht besonders auffällt aber nicht auf diese beschränkt ist, weiß, wer Wolf Lepenies Studie »Die drei Kulturen« gelesen hat. Im Gespräch mit ihm in diesem Heft, das wir im Wissenschaftskolleg Berlin geführt haben und mit dem ich die Reihe der Interviews mit FachkollegInnen in der SOZIOLOGIE fortsetze, geht es daher neben vielem mehr auch um seinen Blick auf Literatur und Soziologie.

Da wir in der Redaktion in den kommenden Jahren nicht nur die Ihnen bekannten Rubriken, Formate und Themen weiterführen wollen, sondern auch Neues und Anderes probieren möchten, würden wir uns freuen, wenn Sie uns einige Minuten Ihrer Zeit schenken: Unten auf dieser Seite finden Sie den Hinweis für eine Befragung, die wir in den kommenden Wochen durchführen, um mehr darüber zu erfahren, was Sie in unseren Heften lesen, überblättern, interessant, gelungen oder auch ärgerlich oder überflüssig finden: Sagen Sie es uns!

Herzlich, Ihre
Sina Farzin

In eigener Sache

Liebe Mitglieder der DGS,
liebe Leserinnen und Leser,
liebe Autorinnen und Autoren!

Die Zeitschrift SOZIOLOGIE ist das Forum der Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Sie ist eine soziologische Zeitschrift über die Soziologie, die Identität des Faches, das Verhältnis zur Öffentlichkeit, Fragen von Lehre und Forschung. Wir möchten Sie nun zur Nutzung der Zeitschrift befragen. Bitte nehmen Sie sich ein paar Minuten Zeit für die Beantwortung unserer Fragen. Wir brauchen Ihr Feedback und hoffen, unsere Arbeit damit noch zu verbessern.

Sie finden unsere Umfrage über einen Link auf der Homepage der DGS (www.sozioologie.de), oder indem Sie einfach www.sozioologie.de/umfrage in das Adressfeld Ihres Browsers eingeben.

Im Namen des DGS-Vorstands bedanken wir uns ganz herzlich für Ihre Teilnahme! Wir werden in einer der nächsten Ausgaben der SOZIOLOGIE über die Ergebnisse der Umfrage berichten.

Sina Farzin, Karin Lange und Sylke Nissen

So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht ...

Wolf Lepenies im Gespräch mit Sina Farzjin

Sina Farzjin: Die Wendung von der Soziologie als empirisch verankerter Wirklichkeitswissenschaft kennt wohl jede Soziologiestudentin und jeder Soziologiestudent. In einem Text von 1999 schreiben Sie von Ihrer Hoffnung, die Soziologie könnte auch eine empirisch verankerte Möglichkeitswissenschaft sein.¹ Was heißt das?

Wolf Lepenies: Das heißt: Finden wir uns doch nicht einfach ab mit dem, was ist, sondern fragen wir uns, könnte es nicht ganz anders sein? Robert Musil hat davon im »Mann ohne Eigenschaften« gesprochen und Albert O. Hirschman hat im sogenannten »Possibilismus« daraus eine Leitidee der eigenen Forschung entwickelt. Mich hat immer beeindruckt, dass Hirschman bewusst gegen den Strich dachte und sich mit vorgefertigten Rezepten und vorgeschriebenen Ideen nicht abfand. Clemens Heller, der lange die *Maison des Sciences de l'Homme* in Paris geleitet hat, war für mich auch ein Möglichkeitsmensch.

SF: Ihr Text liegt fast zwei Jahrzehnte zurück. Würden Sie sagen, die Soziologie ist seitdem etwas mehr Möglichkeitswissenschaft geworden?

WL: Ich kann nur sagen, dass ich immer wieder Kollegen getroffen habe und noch treffe, die in diese Richtung denken. Ich denke beispielsweise an Ulrich Beck, ohne zu wissen, ob er diese Einschätzung geteilt hätte. Hirschmans Haltung täte der Disziplin gut. Er hat ja immer sehr energisch vertreten, dass die Sozialwissenschaften auch Moralwissenschaften sind – das heißt, sich mit den »mores« der Menschen beschäftigen – und dabei ohne

¹ Wolf Lepenies, Sozialwissenschaften und sozialer Wandel: ein Erfahrungsbericht. Oldenburger Universitätsreden 105, Bibliothek- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 1999. (*Diese und alle weiteren Anmerkungen wurden von der Redaktion ergänzt.*)

ethische und moralische Überlegungen nicht auskommen. Möglichkeitswissenschaft und *moral science* hängen zusammen.

SF: Wenn man Sie als einen Möglichkeitswissenschaftler liest, fällt auf, dass Sie neben wissenschaftlichen Quellen wie Hirschman auch immer sehr stark aus der Literatur geschöpft haben. Was ist das für ein Verhältnis?

WL: Ich habe mich schon immer für Literatur interessiert, und warum soll ich, was ich mag und mir gefällt, nicht auch professionell nutzen? Ich habe in den »Drei Kulturen«² versucht, systematisch zu begründen, dass die Literatur unter bestimmten Umständen durchaus den Anspruch haben kann, auch Soziologie, eventuell sogar eine bessere Soziologie zu sein. Das beste Beispiel für mich ist immer noch Frankreich im 19. Jahrhundert. Wenn ich mich über die Gesellschaft dieser Epoche informieren will, komme ich mit Honoré de Balzac und Gustave Flaubert am weitesten. Balzac hat ja selber gesagt, dass er in der »Comédie Humaine« Soziologie betreiben wollte.

Auf der Ebene der Möglichkeitswissenschaft könnte die Antwort auf Ihre Frage lauten: Schauen wir uns doch an, ob in bestimmten Kontexten nicht die Literatur die bessere oder mindestens so gut wie die etablierte Soziologie ist. Das zu fragen hat mir immer Spaß gemacht hat und macht es bis heute.

SF: Ist diese Nähe zwischen Literatur und Soziologie in Frankreich bis heute stärker ausgeprägt? Wenn man liest, wie Bourdieu über Flaubert schreibt, oder die Aufmerksamkeit sieht, die Bücher zwischen Literatur und Soziologie dort bekommen, wie zum Beispiel Didier Eribon: »Rückkehr nach Reims« oder Édouard de Louis: »Das Ende von Eddy«, dann kann man diesen Eindruck gewinnen.

WL: Ich bin nicht sicher, ob jeder Soziologe das unterschreiben oder sich dabei wohlfühlen würde. Es gibt ja auch Gegenbewegungen gegen die Literarizität der Soziologie. Aber in der Regel ist natürlich in Frankreich die Prämie auf Literaturkenntnis, auf Literaturliebe höher als bei uns. Ein aktuelles Beispiel ist Emmanuel Macron, der seine Jugendzeit in den autobiographischen Abschnitten seines Buches »Revolution«³ als eine Art literarischen Bildungsroman erzählt. Das ist anderswo doch kaum vorstellbar: Je-

2 Wolf Lepenies, Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, Reinbek: Rowohlt Taschenbuch, 1988.

3 Emmanuel Macron, Revolution. Wir kämpfen für Frankreich. Kehl am Rhein: Morstadt Verlag, 2017.

mand, der ein ausgesprochener Machtpolitiker ist und zugleich seine Prägung durch Literatur nicht verleugnet.

SF: In der Gesellschaft beobachten wir eine große Hinwendung zu literarischen Gesellschaftsdeutungen oder -beschreibungen, gerade wenn Angebote anderer Experten versagen oder in die Krise geraten. Ein Beispiel ist die plötzliche Nachfrage nach klassischen dystopischen Romanen nach der Wahl Donald Trumps. Mir scheint, die Soziologie interessiert sich wenig für andere Formen, Gesellschaft zu beobachten oder zu beschreiben, obwohl das sehr häufig diejenigen sind, die ein viel größeres Publikum erreichen.

WL: Man muss unter Karriere Gesichtspunkten aufpassen mit dem, was man mag und wovon man sagt, dass man es mag. Ich mache jetzt einen autobiographischen Schlenker und übertreibe ein bisschen, aber mit meiner Dissertation »Melancholie und Gesellschaft«⁴ habe ich mich fast aus der Soziologie herausgeschrieben. Die Soziologenzunft fand das Buch irgendwie unpassend. Ich hatte aber das Glück, mit Dieter Claessens und Helmut Schelsky zwei Doktorväter zu haben, die meine ursprüngliche Idee, ein Buch über La Rochefoucauld zu schreiben, gut hießen und auch akzeptierten, dass daraus ein Buch über Melancholie und Gesellschaft wurde. Das Buch hat mir nicht geholfen, schnell in der Soziologie Karriere zu machen – aber kaum war es erschienen, luden mich die Germanisten ein, darüber einen Vortrag auf dem Germanistentag zu halten. Auch das fanden manche Soziologen eher seltsam.

Aber dann passierte etwas Wunderbares: Ich bekam einen Brief von Robert K. Merton. Seine Idee aus »Social Theory and Social Structure«, *retreatism*, also den Rückzug aus der Gesellschaft, als abweichendes Verhalten zu verstehen, habe ich am Anfang von »Melancholie und Gesellschaft« hochnäsiger kritisiert – wie es sich für einen Promovenden gehört. Und dann schrieb mir Merton, das hätte ihm nicht so gefallen, aber mein Buch fände er sehr beeindruckend. Er schickte mir dann noch die Kopie seines Briefwechsels mit Siegfried Kracauer, mit dem er über Melancholie diskutierte. Da dachte ich mir: Was immer meine unmittelbaren Zunftgenossen sagen, wenn jemand wie Robert Merton mir so einen Brief schreibt, dann kann meine Arbeit nicht ganz falsch sein. Der große Soziologe war für mich nie Parsons, sondern immer Merton. Mertons Werke wie »On the Shoulders of Giants« oder »The Travels and Adventures of Serendipity« sind ja nicht

4 Wolf Lepenies, Melancholie und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1969.

typisch für die Soziologie. Sie erinnern in ihrer mäandernden, mit dem Leser spielenden Struktur eher an einen Roman wie Lawrence Sternes »Tristram Shandy«. Merton war jemand, der ein Gefühl für die Literaturnähe von Soziologie hatte und der damit lustvoll spielte.

SF: Was war das damals für ein Kontext in Münster in den frühen 1960er Jahren, in dem eine soziologische Promotion wie »Melancholie und Gesellschaft« möglich war?

WL: Ich habe ja vorher in München studiert und mich dort weniger gut zurechtgefunden. Das städtische und das universitäre Milieu behagten mir nicht so sehr. Drei Personen waren aber doch wichtig für mich: M. Rainer Lepsius, Peter Glotz und Hans Kellerer. Lepsius war sehr eindrucksvoll, auch wegen seines rabiaten intellektuellen Auftretens.⁵ Bei Peter Glotz habe ich Publizistik studiert. Ich fand ihn als Person sehr beeindruckend und war mit ihm später lange befreundet. Immer wenn ich heute an die SPD denke, frage ich mich: Warum haben die keinen Peter Glotz mehr? Er war großartig, er fehlt heute der SPD. Hans Kellerer war *der* Statistiker in München. Ich war unglaublich stolz, dass ich bei ihm den Statistik-Schein mit »gut« gemacht habe, obwohl mir Statistik ganz fern lag.

Ich wurde in München aber nie richtig heimisch und ging dann nach Münster, wo ich mich sofort wohlfühlt und schnell eine Gruppe von Freunden gefunden habe. Münster damals war natürlich nicht das Münster von heute. Das war kleinstädtisches Milieu pur, aber ganz wunderbar fürs Arbeiten und für den Zusammenhalt unter dem Kommilitonen. Dort habe ich Dieter Claessens⁶ kennengelernt und bei Helmut Schelsky⁷ und dem Philosophen und großen Kant-Kenner Friedrich Kaulbach studiert.

SF: Was wurde da gelesen und diskutiert?

5 Vgl. Ulrich Oevermann, Prof. Dr. Dr. h.c. M. Rainer Lepsius. Ein Nachruf. SOZIOLOGIE, 44. Jg., 2015, Heft 1, 7–21.

6 Claessens war von 1962 bis 1966 Professor an der Universität Münster, bevor er an die Freie Universität Berlin wechselte.

7 Schelsky erhielt 1960 einen Ruf an die Universität Münster und war von 1960 bis 1970 wissenschaftlicher Direktor der *Sozialforschungsstelle an der Universität Münster* in Dortmund.

WL: Das war im Wesentlichen philosophische Anthropologie – sehr viel Max Scheler, Helmuth Plessner, Arnold Gehlen. Ich habe meinen ersten Aufsatz über Gehlen geschrieben. Das war eine Seminararbeit, die Claessens sehr gut fand und die dann in der »Sozialen Welt« publiziert wurde. Von Schelsky erinnere ich, dass er streng und autoritär war, auch im Seminar. Das war nicht immer angenehm, aber intellektuell unglaublich sprühend. Da gab es keine einzige langweilige Minute.

Ich habe die 1968er Zeit in Münster noch gerade so miterlebt. Da wurde ein republikanischer Club gegründet, so ähnlich wie der in Berlin, und es gab konservative Assistenten, die auf einmal voll auf die Revolution umschwenkten. Das war schon sehr, sehr komisch. Ich hab die Studentenschaft als sehr sozial engagiert wahrgenommen, auch weil sie dieses widerständige Milieu in Münster hatte. Der Katholizismus – und zwar in unterschieden konservativer Richtung – war in Münster doch sehr stark, und dagegen gab es Auflehnung. Die entwickelte sich auch gegen Schelsky, der sich ärgerte, dass einige seiner Assistenten in Gleise kamen, die ihm nicht so gefielen. Seinem Frust über die 68er hat er dann in »Die Arbeit tun die anderen«, einem seiner wütendsten Bücher, freien Lauf gelassen.⁸ Er wurde ja am Ende sehr verbittert. Ich werde nie vergessen, dass Schelsky immer zugab, was er eigentlich möchte, wäre eine Uni ohne Studenten.

Dann spielte natürlich auch Norbert Elias, den Dieter Claessens entdeckte, eine große Rolle für mich. Mein Exemplar von »Der Prozess der Zivilisation« stammt noch aus der Erstauflage. Das Buch haben wir in Münster bereits gelesen, bevor Suhrkamp eine Neuauflage herausbrachte. Ich habe »Was ist Soziologie?« von Elias redaktionell bearbeitet, eine unglaubliche Mühe. Elias sollte 200 Seiten schreiben und ich bekam ein Manuskript mit 700 Seiten. Ich habe dann entsprechend gekürzt und Elias war fuchsteufelswild: Ich sei ein Nichtskönner, ich hätte alles falsch gemacht. Dann kam das Buch raus, und Elias schrieb mir einen Brief, das sei doch ganz gut geworden.

SF: Und hüten Sie die 500 gekürzten Seiten jetzt noch in einem Ordner?

WL: Bei mir im Büro stehen die Ordner, aber die stehen so hoch, dass ich nicht mehr reinschaue.

⁸ Helmut Schelsky, Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen. Darmstadt: dtv, 1974.

SF: Es klingt ein bisschen so, als ob Sie schon damals zur Studentenbewegung eine eher distanzierte Haltung hatten. Dass Ihre Lehrer Abstand hielten, ist nachvollziehbar, aber die Studenten waren doch Ihre Generation.

WL: Nach dem Tode Benno Ohnesorgs sind meine Frau und ich mit hundertern von Studenten bei der Überführung des Sarges mitgegangen, bis zum Autobahnanschluss.⁹ Anfangs war meine Sympathie für die revoltierenden Studenten da, aber ich habe dann sehr schnell gemerkt, was das im Institut für Soziologie an der FU Berlin bedeutet hat. Ich bin in die Marx-Grundkurse gegangen, weil Marx zu lesen keine Strafe war. »Das Kapital« hatte ich gelesen und hatte es auch gern getan. Aber irgendwann sagte ich im Institutsrat: »Ich finde es langweilig, dass das Spiel Marx gegen Max Weber immer 4 : 0 ausgeht. Ich würde gern mal versuchen, ein anderes Resultat zu erzielen, mindestens ein Unentschieden, vielleicht auch einen Auswärtssieg für Weber.« Meine Spielansetzung wurde entschieden zurückgewiesen. Die Mitglieder des Institutsrates fanden es überhaupt nicht witzig, dass ich das so sagte. Ich habe dann ein Marx-Weber-Seminar gemacht. Da wurde aber ausdrücklich festgelegt, dass die Studenten dieses Seminar nicht besuchen *mussten*. Das gehöre nicht zum Curriculum, sei exotisch und irgendwie auch nicht ganz ernst zu nehmen. Ich fand nicht viele Mitstreiter. Es gab Kollegen, die privat immer sagten, sie seien meiner Meinung und man müsste einiges ändern. Und in der Sitzung im Institutsrat war das alles hinfällig. Meine Sympathie für die »Revolution« ließ etwas nach. Ich habe die 1968er Zeit mitgemacht, ohne dass ich mich gedreht hätte. Ich bin nicht auf die konservative Seite gewechselt. Ich habe die »68er Zeit« sowohl als Student, als auch als Assistent und Professor mitgemacht und natürlich blickte man je nach Position ein bisschen anders auf die Dinge. Dass es aber beispielsweise bei Prüfungen fast nur Einsen und gelegentlich Zweien gab, war unverantwortlich.¹⁰ Da ist eine ganze Generation auf falsche Art und Weise in die wirkliche Welt entlassen worden.

SF: Wie endete denn diese Orthodoxie am Institut für Soziologie? Man hat den Eindruck, dass die französische Theorie ein Ausweg war. Sie haben sehr früh anthropologische Schriften bei Hanser herausgegeben.

⁹ Die Trauerfeier für Benno Ohnesorg fand am 8. Juni 1967 im Henry-Ford-Bau der FU Berlin statt. Anschließend begleitete die Trauergemeinde den Sarg bis zum Grenzübergang Dreilinden, von wo aus der Leichnam nach Hannover überführt wurde.

¹⁰ Vgl. den Beitrag von Volker Müller-Benedict in diesem Heft, S. 429 ff.

WL: Ja, Henning Ritter und ich haben Michel Foucault, George Canguilhem, Claude Lévi-Strauss und Marcel Mauss herausgegeben – und ich habe diese Texte in meinen Seminaren benutzt. Es war ungeheuer mühsam, die Studenten dazu zu bekommen, mehr als nur das zu lesen, was im Seminarplan vorgeschrieben war.

Ich erinnere mich noch genau, dass ich im Seminar vor allem Texte von Foucault, aber auch von Lévi-Strauss behandelte. Und dann kam es zum Umschlag und von einem Tag auf den anderen wurde die Marx-Orthodoxie von der Foucault-Orthodoxie abgelöst. Ich erinnere mich an viele Studenten, die so davon fasziniert waren, dass sie nach Paris fuhren um am Ort der wahren Theorie zu sein. Die Studenten kamen dann mit der neuen Wahrheit wieder, und die war jetzt Foucault. Als Abwechslung fand ich das ganz schön, aber die Attitüde war dieselbe geblieben. Da kippte nur die Orthodoxie um. Die Orthodoxie verwandelte sich nicht in intellektuelle Liberalität.

SF: Brach dann diese Orthodoxie irgendwann auf oder blieb es bei dem Schulendenken?

WL: Das ist für mich schwer zu sagen. 1979 war ich das erste Jahr in Princeton und dieses Jahr hat bei mir alles verändert. Ich wurde dann 1984 wieder eingeladen und bekam das Angebot in Princeton am *Institute for Advanced Study* zu bleiben. Das habe ich abgelehnt. Dann wurde ich Rektor am Wissenschaftskolleg zu Berlin.¹¹ Da ich das Rektorat übernommen hatte, musste ich an der FU nur noch ein Seminar anbieten. Ich weiß nicht, ob ich ein guter Lehrer gewesen bin. Ich hab eigentlich eher aus Pflicht denn aus Neigung gelehrt. In einem Seminar hatte ich einen Studenten, der ein glänzendes Referat hielt. Da habe ich ihn gefragt: »Wer sind Sie und was machen Sie?« Er erzählte mir von seinem Freundeskreis, ich habe diesen Freundeskreis eingeladen: Soziologen, Psychologen, Physiker, Kunsthistoriker, und wir haben einen Abend miteinander verbracht. Anschließend sagte ich: »Wollt Ihr mein Seminar sein?« Das lief dann über Jahre mit verschiedenen Teilnehmern unter den günstigen Bedingungen, die es am Kolleg gibt. Wir trafen uns bereits morgens, aßen gemeinsam zu Mittag und tauschten uns aus. Das ging manchmal bis zum Nachmittag oder Abend. Das war meine schönste Lehr-Erfahrung – wobei ich von Shalini Randeria, meiner langjährigen Assistentin, großartig unterstützt wurde. Wir diskutierten nicht nur Soziologie; jeder konnte, was das Thema anging, vortragen

11 Von 1986 bis 2001.

was er wollte. Die einzige Vorgabe war, in der Debatte um die Sache kompromisslos aber immer höflich zu sein. Wir haben uns in der Diskussion nichts geschenkt, aber immer auf Formen geachtet. Die Unhöflichkeit hatte mich an der FU immer gestört.

SF: Unter heutigen Bedingungen könnte man dieses Modell überhaupt nicht institutionalisieren.

WL: Das klingt jetzt so, als hätte ich da etwas ganz Tolles erfunden. Nein, ich habe von meiner Position am Wissenschaftskolleg profitiert und konnte die Möglichkeiten nutzen, die es bietet. Zu meinem Nutzen, aber auch zum Nutzen der Studenten. Ich bedauere alle Kollegen, die heute unter Bologna-Bedingungen ihre Arbeit machen müssen. Vielleicht geht es ja nicht anders. Ich habe zu einer Zeit studiert, wo es die ganz großen Studentenmassen noch nicht gab. Es gab Seminare mit 25 bis 30 Studenten und nach drei Wochen waren es doch nur 18. Unter den Bedingungen der Massenuniversität sind bestimmte Dinge eben nicht mehr möglich.

SF: Ich habe nochmal in die »Geschichte der Soziologie« geschaut, die vier Bände, die Sie 1981 herausgegeben haben ...

WL: Die Arbeit daran hat Spaß gemacht – zusammen mit Wolf-Hagen Krauth,¹² dem ich dafür sehr dankbar bin. Ich zögere auch nicht zu sagen, ich finde das immer noch eine ganz gute Publikation. So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht, aber ein halbwegs guter Soziologiehistoriker bin ich schon. Die Geschichte der Disziplin ist eine unglaublich spannende Sache.

SF: Auch in diesem Werk nehmen Sie die Institutionengeschichte stärker in den Blick, als es bis dahin üblich war, und widmen sich weniger der Klassiker- oder Problemgeschichte. Was verrät Ihnen dieser Blick auf die Institutionen und Kontexte der Disziplin?

WL: An diesem Punkt steckt am meisten genuine Soziologie. Man muss einen soziologischen Blick haben um zu erkennen, dass über das Schicksal

¹² Wolf Lepenies, Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin. Übersetzungen von Wolf-Hagen Krauth. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 1981. Krauth ist Wissenschaftsdirektor an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

eines bestimmten intellektuellen Produkts im Endeffekt die Institutionalisierung entscheidet. Das habe ich auch immer den Studenten gesagt: »Ihr müsst darauf achten, wann und warum es eine institutionelle Prämie gibt.«

Nehmen Sie das Beispiel der Entstehung moderner empirischer Wissenschaft in den großen Akademien im 17. Jahrhundert. Das klassische Argument lautet: hier setzt sich die Wahrheit durch. Zu der Zeit konnte man aber auch in den Naturwissenschaften nicht erkennen, was die »Wahrheit« ist. Aber es gab eine soziale Prämie für empirische Forschung, weil die Mitglieder der Royal Society sagten: »Wir kümmern uns jetzt nicht um die politischen oder ethischen Folgen. Wir sparen die Politik aus.« Und die Politik hat diese Haltung mit der Gründung der Akademien prämiert. Die Deklaration der Entpolitisierung hat die Politik dazu bewogen, diese Art von Wissenschaft zu unterstützen. Damit beginnt der Siegeszug der modernen, empirischen Naturwissenschaften. Diese Erkenntnis vermittelt zu bekommen, war für mich ein soziologischer Weckruf. Ich habe viel von Wissenschaftshistorikern gelernt, die das sehr überzeugend vertreten haben, was dazu geführt hat, in der »Geschichte der Soziologie« die Institutionen so stark in den Vordergrund zu stellen.

SF: Für die Sozialwissenschaften gab es keinen analogen Prozess. Da gab es diese klare Verabschiedung des politischen Anspruchs nie.

WL: Nein, von den Sozialwissenschaften lässt sich das in dieser Form so deutlich nicht zeigen.

SF: Sie sind beides: wissenschaftlicher Beobachter oder vielleicht sogar Institutionensoziologe, und selbst Institutionenbauer. Wie korrespondiert das?

WL: Für mich war Princeton und mein Aufenthalt am *Institute for Advanced Study* die Wende. Bei Institutionen wie Princeton hat man von außen immer das Gefühl: Hier herrscht die große Freiheit, hier gibt es keinen Zwang. Das ist falsch. Der intellektuelle Druck, auch der Konkurrenzdruck an Orten wie dem *Institute for Advanced Study* ist unglaublich. Institutionen wie das Wissenschaftskolleg zeichnen sich dadurch aus, dass im Prinzip alle Fächer vertreten sind: Sozialwissenschaften, Geschichte, Philosophie, Naturwissenschaften. Das heißt aber: Dorthin können Sie Ihre Reputation nicht mitbringen. Als Soziologe gelten Sie bei den Biologen gar nichts, die wissen nichts von Ihnen und umgekehrt. Sie müssen sich also

im Verlauf des Jahres eine Reputation erarbeiten, was manchmal gar nicht so leicht ist. So ähnlich habe ich auch den Druck in Princeton gespürt.

Ich kam im September 1979 dort an und dachte: wie wunderbar! Dann kam der Januar und ich musste meinen Vortrag halten: im *Thursday Luncheon Seminar*. Das war ganz schwierig. Die Schwierigkeit lag darin, dass alle vorher in der Cafeteria ihr Mittagessen geholt und im Seminarraum ihre Teller vor sich hatten. Wenn Sie vortrugen und nach fünf Minuten das Besteck noch klapperte, konnten Sie aufhören, das wurde nichts mehr. Dort habe ich einen Vortrag über die Speicherung wissenschaftlicher Traditionen in der Literatur gehalten. Als dann hinterher Clifford Geertz und Albert O. Hirschman mir eine kleine Notiz schrieben, hat mich das unglaublich gefreut.

Wie gesagt, Princeton war für mich die Wende. Dadurch kam ich dann 1984 als Permanent Fellow ans Wissenschaftskolleg und wurde 1986 zum Rektor gewählt. Dann kam 1989. Da haben wir die Gelegenheit beim Schopf ergriffen und in Budapest, Bukarest, Sofia, St. Petersburg und anderswo Institutsgründungen mitbetrieben. Das war unter Institutionalisierungsgesichtspunkten eine ganz wunderbare Erfahrung. Wir haben mit Regierungen, Banken, Sponsoren, Industrieunternehmen zusammengearbeitet und die Herausforderung bestand darin, so viele Akteure zusammenzuhalten. 1989 konnte man das machen, in dieser Aufbruchsstimmung ging das. Heute würde das überhaupt nicht mehr funktionieren. Kern war der Gedanke, mit Ideen Institutionen zu bilden. Wir hatten im Team bestimmte Kriterien, nach denen wir vorgingen und die mir bis heute wichtig geblieben sind. Zum Beispiel war es wichtig, nicht als »Helfer« zu kommen. »Vor Ort« sagten wir immer: »Wir brauchen einander«.

Im Grunde genommen wurde ich am Wissenschaftskolleg zu einem richtigen Soziologen. Denn für dessen Leitung und Struktur musste man ein soziologisches Gespür haben. Da hat mir das Fach eigentlich am meisten geholfen. Ohne den soziologischen Blick oder ohne eine soziologische Haltung, auch ohne Möglichkeitssinn wäre vieles nicht gelungen.

In diesem Zusammenhang muss ich eine Tätigkeit erwähnen, die mich seit meinen Studententagen bis heute begleitet und eine Art soziologisches Dauerpraktikum darstellt: Es ist meine Arbeit als Journalist. Ich habe bei der Rhein-Zeitung in Koblenz volontiert, habe dann lange Zeit noch als Student in der FAZ geschrieben, wobei die Rezension soziologischer Neuerscheinungen eine wichtige Rolle spielte. Dann habe ich in der »Woche« geschrieben, daraufhin in der ZEIT und lange Jahre in der »Süddeutschen

Zeitung« und schließlich in der WELT, für die ich heute noch arbeite. Ich profitiere in allem, was ich als Journalist tue, von meiner soziologischen Ausbildung und meiner soziologischen Erfahrung. Wichtig war diese Erfahrung nicht zuletzt, weil sie mir schon früh jeden Fachjargon ausgetrieben hat.

SF: Wie würden Sie das vorhin erwähnte Institutionennetzwerk in der aktuellen Situation beschreiben? Gerade in Ungarn gibt es ja starken politischen Druck.

WL: Das ist sehr vorsichtig ausgedrückt. Die Idee zur Gründung des *Collegium Budapest* hatte ich nach einer Begegnung mit dem Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Ralf Dahrendorf nannte das *Collegium* später eine der wenigen wirklichen Erfolgsgeschichten nach der Wende von 1989. Vor ein paar Jahren hat der ungarische Staat, der Staat Viktor Orbáns, uns das *Collegium Budapest* gestohlen: Das schönste Gebäude in Buda, das alte Rathaus, ein Barockbau, hatten wir mit Hilfe der Volkswagenstiftung hergerichtet. Das *Collegium* ist geschrumpft und konnte nur überleben, weil die Wallenberg-Stiftung uns ein großartiges Gästehaus schenkte. Das konnte uns der Staat nicht wegnehmen, weil es zur Wallenberg-Stiftung gehörte; und die *Central European University* (CEU) hat das *Collegium Budapest* in einer kleineren Form als *Institute for Advanced Study* weitergeführt. Aber nun ist die CEU bedroht. Das ist ein unglaublicher Skandal. Die EU hat nun spät, aber immerhin, reagiert. Aber dieses Vertragsverletzungsverfahren wird vermutlich so lange laufen, bis die CEU ins Exil gegangen ist, auch wenn der Rektor, Michael Ignatieff, sicher versuchen wird, das mit allen Mitteln zu verhindern. Ich habe die folgende Paradoxie ein paar Mal in Zeitungsartikeln beschrieben: Wenn es in der EU in bestimmten Ländern Haushaltsdefizite gibt, dann gibt es riesige Anstrengungen und Skandale. Aber die Demokratiedefizite, vor allem im Südosten Europas, haben niemand so richtig interessiert. Jetzt sehen wir, was daraus folgt.

SF: Im Moment scheint es, dass die EU kein Rezept gegen Demokratiedefizite hat. Als ob sich niemand hat vorstellen können, dass regressive Entwicklungen möglich sind. Ist das der Euphorie der 1990er Jahre und der damaligen Umbruchszeit geschuldet, dass jetzt institutionell so wenige Sicherungsmechanismen zur Verfügung stehen?

WL: Wir haben 1989 von der allgemeinen Euphorie profitiert, aber wir haben sie nicht in die Zukunft projiziert. Wir wussten: Überleben werden In-

stitutionen wie das *Collegium Budapest* nur, wenn vor Ort die Regierungen oder auch die *civil society* sagen: Das ist unsere Sache. Diese Übertragung ist an keiner einzigen Stelle wirklich richtig gelungen, wobei ich das immer noch nicht richtig verstehe. Das *New Europe College* in Bukarest zum Beispiel ist ein Schatz. Das ist ein Pfund, mit dem man wuchern kann, und das sieht die rumänische Regierung bis heute nicht. Bis auf zwei Stipendien und einigen Steuererleichterungen gewährt sie keine Unterstützung. Stattdessen findet man immer noch »antiwestliche« Attitüden.

Am meisten aber entsetzt mich die Entwicklung in Ungarn. Vom »Diebstahl« des *Collegium Budapest* habe ich bereits gesprochen. Jetzt glaubt die Regierung Orbán, eine großartige Institution wie die CEU beseitigen zu können.

SF: Aber in Budapest gibt es sichtbaren Widerstand.

WL: 10.000 Menschen protestierten. Das ist für eine Uni nicht schlecht. Ja, es gibt auch große Solidarität aus anderen Institutionen. Aber das ist ein autoritäres Regime, das immer noch die Zweidrittel-Mehrheit im Parlament hat, und Orbán drückt die Schließung durch. Das Ganze ist auch – jedenfalls bis jetzt – ein Trauerspiel für die EU. Und im Gebäude, das einst das *Collegium Budapest* beherbergte, werden jetzt Banker geschult.

Die Soziologie-Leute und ihre Kritik

Anmerkungen zur Kritikkontroverse

Albert Scherr

Soziologische Forschung und Theorienentwicklung ist zu einem Großteil ein selbstreferentielles und selbstgenügsames Unternehmen, das die nicht-soziologischen Leute überwiegend nicht interessiert und auch nicht interessieren muss. Denn Soziolog/innen reagieren überwiegend auf Fragestellungen, Argumente und Forschungsergebnisse anderer Soziolog/innen, die auf die Weiterentwicklung der Wissensbestände einer spezialisierten Fachdisziplin zielen, darauf, deren selbsterzeugte Probleme zu lösen. Soziologische Kommunikation reagiert auf soziologische Kommunikation. In Folge der Expansion und der damit verbundenen Ausdifferenzierung in Teildisziplinen, Theorieschulen und Forschungsmethodologien lässt sich zudem feststellen: Selbst innerhalb der Soziologie existieren wechselseitig weitgehend abgeschottete Kommunikationszusammenhänge, in der Spezialist/innen auf Probleme reagieren, die sich in dieser Weise nur anderen Spezialist/innen stellen.

Institutionell verankert ist diese selbstreferentielle Schließung der Disziplin unter anderem dadurch, dass die Qualität jeweiliger Reaktionen auf Beiträge zum soziologischen Diskurs wiederum von Soziolog/innen beurteilt wird, so in der Form von Peer-Reviews bei Forschungsanträgen und Publikationen. Sichergestellt werden soll damit, dass Entscheidungen über die Weiterentwicklung soziologischen Wissens von Soziolog/innen aufgrund fachinterner Kriterien, also nicht von Nicht-Soziolog/innen aufgrund fachfremder Maßstäbe getroffen werden. Dass sich Soziologie damit von den Relevanzkriterien der Leute entfernt, Antworten auf Fragen gibt, die

diese gewöhnlich nicht stellen und lebenspraktisch auch nicht stellen müssen, ist in dieses Arrangement eingeschrieben.

Hinzu kommt – aber das ist nur ein nachrangiger Aspekt – dass in der disziplinären Kultur der deutschen Soziologie Versuchen der Übersetzung soziologischen Wissens in Formate, die aus der Perspektive unterschiedlicher Praktiken aneigenbar sind, eher geringere Wertschätzung entgegengebracht wird. Allzu viel Nähe zur Praxis scheint, um einen berühmten Satz Adornos zu paraphrasieren, jedenfalls innerhalb der akademischen Soziologie, fast allen anrühlich zu sein.¹

Kritik und praktische Relevanz

Dass ihre Fachdiskurse weitgehend selbstbezüglich sind, unterscheidet Soziologie nicht von anderen Sozial- und Geisteswissenschaften. In der Soziologie geht dies aber immer wieder mit einem eigentümlichen Unbehagen an der eigenen Disziplin einher. Dieses Unbehagen resultiert daraus, dass ein Interesse, wirksam zu gesellschaftlichen Veränderungen beizutragen, in die Disziplingeschichte und das Selbstverständnis der Soziologie eingeschrieben ist, in besonderer Weise in die Traditionslinie derjenigen Theorien, die sich selbst als kritische Theorien bezeichnen. Das einschlägige Postulat der 11. Feuerbachthese, dass es nicht genüge, die Welt zu interpretieren, sondern darauf ankomme, sie zu verändern, wurde bei Horkheimer zum nach wie vor wirkungsmächtigen paradigmatischen Kern kritischer Theorie erklärt. Als grundlegendes Merkmal kritischer – im Unterschied zu

¹ Dies zeigt sich zum Beispiel darin, dass die Soziologie der Lehre in praxisnahen Studiengängen – wie etwa dem Lehramtsstudium – keine besondere Bedeutung zumisst, mit der Folge, dass eine relevante Zahl ehemaliger Soziologie-Professuren in diesen Studiengängen inzwischen durch erziehungswissenschaftliche Professuren ersetzt wurden, sowie darin, dass eine Didaktik der Soziologie kaum entwickelt ist. Als exemplarische Verdeutlichung: Der Verfasser hat eine Einführung in die Soziologie publiziert, die dezidiert darauf ausgerichtet ist, soziologische Konzepte in einer Weise aufzubereiten, dass sie für Studienanfänger/innen pädagogischer und sozialarbeiterischer Studiengänge verständlich sind und auf deren Fragestellungen Bezug nehmen. Eine Rezension in einer renommierten soziologischen Fachzeitschrift kritisiert dies als unzulässige Unterwerfung der Soziologie unter eine pädagogische Perspektive, statt die meines Erachtens angemessenere Frage nach einer solchen Soziologiedidaktik aufzuwerfen, die an die Relevanzstrukturen jeweiliger Adressat/innen anknüpfen kann, ohne in eine unzulässige Trivialisierung soziologischen Wissens zu münden.

traditioneller Theorie – wird dort das praktische »Interesse an vernünftigen Zuständen« (Horkheimer 1977b: 531) der Gesellschaft gefasst; in der Folge wird eine Konzeption kritischer Theorie eingefordert, »in der die Einseitigkeit, welche durch die Abhebung intellektueller Teilvorgänge von der gesamtgesellschaftlichen Praxis notwendig entsteht, wieder aufgehoben wird« (ebd.: 532). Als zentrale Aufgabe der Theorie gilt es dementsprechend dazu beizutragen, »das Los der Allgemeinheit zu verbessern« (Horkheimer 1977a: 97). Selbst Adorno (1969: 186 ff.) versuchte in seinen späten Schriften, bei aller Skepsis gegenüber »Aktionismus« und dogmatischem »Praktizismus«, die Idee einer praktisch wirkungsmächtigen kritischen Theorie noch mit der dialektischen Denkfigur zu retten, dass diejenige Theorie »die meiste Hoffnung auf Verwirklichung haben [dürfte], welche nicht als Anweisung auf Veränderung gedacht ist [...]« (ebd.: 190). Wenn Soziologie eine kritische Haltung für sich reklamiert, dann geht es – wie Georg Vobruba (2017) erneut treffend gezeigt hat – insofern immer auch darum, die Relevanz der eigenen Kritik für eine solche Praxis zu behaupten, die in irgendeiner Weise zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse beiträgt.

Maßstäbe der Kritik

Das wirft ersichtlich unter anderem das Problem der Maßstäbe auf, mit denen beurteilt werden kann, was kritikbedürftige Sachverhalte und was anstrebenswerte Veränderungen sind.² Denn erstens erweist sich die Vorstellung, dass eine nicht-normative Kritik möglich sei, als ein unhaltbarer Mythos, was etwa Jürgen Ritsert (2009) überzeugend nachgewiesen hat. Zweitens kann Kritik von heterogenen und auch gegensätzlichen normativen Grundüberzeugungen ausgehend formuliert werden. Um eine Unterscheidung von Heinz Steinert (1989) aufzugreifen: Kritik kann sowohl eine normative Präferenz für die emanzipatorische Überwindung bestehender Ordnungen zu Grunde legen, wie auch eine Präferenz für Sicherheit und die Stabilisierung bestehender Ordnungen. Das Konzept der Kritik selbst legt die jeweilige Präferenz nicht fest. Folglich ist die Praxis der Kritik,

2 Auf das für aktuelle Varianten kritischer Theorie zweite zentrale Problem einer Gesellschafts- oder Kapitalismuskritik, die keine überzeugenden und/oder durchsetzbaren Alternativen zum Kritisierten zeigen kann, kann hier nicht eingegangen werden; siehe dazu Luhmann 1993a sowie die Beiträge in Scherr 2015.

auch die der wissenschaftlichen Kritik, nicht für politische oder moralische Überzeugungen monopolisierbar, mit denen man selbst übereinstimmt: Die neoliberale Kritik des Wohlfahrtsstaates oder die nationalistische Kritik der Menschenrechtsidee³ sind einflussreiche Fälle einer Kritik, die auf gesellschaftliche Veränderungen zielen, denen Soziolog/innen gewöhnlich gleichwohl aber wenig Sympathie entgegenbringen, obwohl diesen Positionierungen nicht die Eigenschaft abgesprochen werden kann, dass es sich um Kritik handelt. Ob Kritik – und wenn ja: welche Kritik – in jedem Fall die bessere Alternative zu Affirmation ist, muss folglich als fraglich gelten.⁴ Um diesbezügliche Einschätzungen vornehmen zu können, sind »Maßstäbe gesellschaftlicher Wünschbarkeit« (Vobruba 2017: 177) erforderlich, die es erlauben, jeweilige Kritik politisch einzuordnen und normativ zu bewerten.

Soziologie findet solche Beurteilungskriterien in der gesellschaftlichen Wirklichkeit vor, so unter anderem als politische Unterscheidungen von demokratischen und extremistischen Positionen, als rechtliche Unterscheidung legitimer Formen der Kritik von strafrechtlich relevanten Formen der Beleidigung und der Volksverhetzung, als rechtliche Bezugsrahmen auf grund- und menschenrechtliche Normen, als religiöse Moralen oder etwa als philosophische Gerechtigkeitskonzepte und Begründungen von Maßstäben eines guten Lebens. Soziologie als Wissenschaft hat selbst jedoch kein Mandat zur Normenbegründung und kann deshalb auch keine eigenständige soziologische Normativität sowie keinen disziplinären Konsens über normative Positionen beanspruchen.

Soziolog/innen und ihre Überzeugungen

Folglich ist eine Soziologie der Kritik darauf verwiesen, Kritik als eine soziale Praxis zu beobachten, ohne dabei jedoch ein affirmatives Verhältnis zu jeder Form der Kritik einnehmen zu können (Vobruba 2017: 183). Aber auch für Entscheidungen darüber, ob es jeweils darum gehen soll, aus der Analyse der Ursachen, Gründe und Formen der Kritik Folgerungen abzu-

3 Dass die radikale Rechte inzwischen das Konzept der Kritik für sich entdeckt hat, wird exemplarisch bei de Benoist (2004) deutlich.

4 Ich neige diesbezüglich zu der Vermutung, dass gerade die Vermeidung dieser Frage, die Tendenz zu einer unkritischen Affirmation der Kritik, eine konstitutive Blindstelle der kritischen Theorie ist.

leiten, was für oder aber gegen die jeweilige Kritik getan werden kann und soll, stehen der Soziologie keine verbindlichen disziplinären Maßstäbe zur Verfügung. Diesbezügliche Entscheidungen müssen Soziolog/innen, die ja selbst auch Leute mit politischen und moralischen Überzeugungen sind, selbstverantwortlich treffen, was sie nachweisbar auch tun. Dies zeigt sich empirisch zum Beispiel darin, dass die soziologische Forschung über Rechtsextremismus anhaltend von dem Interesse geleitet ist, Strategien gegen (und nicht für) Rechtsextremismus zu unterstützen und Soziolog/innen, jedenfalls bislang, nicht als Expert/innen aufzutreten, die Vorschläge für eine Verbesserung der Erfolgsaussichten einer nationalistischen oder rechtspopulistischen Kritik der herrschenden Verhältnisse unterbreiten. In soziologische Forschung gehen also die normativen Überzeugungen derjenigen ein, die Soziologie betreiben und die ihre jeweiligen Maßstäbe – vom Sonderfall der Forschungsethik abgesehen – nicht einer konsensuellen Sonderethik der Disziplin entnehmen können. Das heißt in der Konsequenz: Zwar sind Authentizität, Glaubwürdigkeit und andere subjektbezogene Kriterien zweifellos keine Geltungskriterien für soziologisches Wissen; gleichwohl aber kann nicht davon abgesehen werden, dass soziologische Wissensproduktion von Soziolog/innen als Individuen betrieben wird, deren normative Grundüberzeugungen und Denkstile durch ihre persönlichen Erfahrungszusammenhänge imprägniert sind.⁵

Auch Soziolog/innen sind also Leute, die verantwortlich – und das heißt ohne Rückgriff auf unbezweifelbare Gewissheiten, aus denen zwingende normative Präferenzen logisch abgeleitet werden können (Bauman 1995) – entscheiden, was sie tun, welchen forschungsleitenden Interessen sie folgen und für welche möglichen Verwendungszusammenhänge sie ihr Wissen aufbereiten.⁶ Diesbezüglich stellt Herbert Keuth (1991: 124) treffend fest: »Der Streit um die Möglichkeit praktischen Wissens wäre längst beendet, wenn irjemand zeigte, wie moralische Fragen wissenschaftlich oder philosophisch richtig beantwortet werden können.« Da dies nicht erfolgt ist und sich auch künftig als unmöglich erweisen wird, sind zwar durchaus begründete Abwägungen über normative Präferenzen und ihre Implikationen möglich, aber keine zwingenden alternativlosen Begründungen der einen richtigen Moral und ihrer Implikationen. Dies hatte bereits

5 Nur aus diesem Grund sind die Biografien von Soziolog/innen für das Verständnis ihrer Theorien und Forschungsprogramme der Möglichkeit nach relevant.

6 Auch Nicht-Entscheidungen, etwa durch die Delegation solcher Fragen an Auftraggeber im Rahmen von Auftragsforschung, sind Entscheidungen.

Max Weber deutlich gesehen. Er bestreitet deshalb keineswegs, wie ein immer noch gängiges Missverständnis annimmt, dass wissenschaftliche Forschung in Abhängigkeit von Werturteilen erfolgt, sondern nur, dass die Geltungsbedingungen von wissenschaftlichen Tatsachenaussagen andere sind als die von normativen Grundsätzen. Deshalb richtet sich sein Plädoyer gegen die Vermischung von wissenschaftlichen Tatsachenfeststellungen und Werturteilen sowie politischen Stellungnahmen, jedoch dezidiert »nicht etwa gegen das Eintreten für die eigenen Ideale« (Weber 1973: 197). Vielmehr wird akzentuiert: »*Gesinnungslosigkeit* und *wissenschaftliche Objektivität* haben keinerlei innere Verwandtschaft.« (ebd.; Hervorhebung im Original)

Soziologische Reflexivität und dialogische Kritik

Der damit angezeigten Problematik, dass wir als Soziologie-Leute nicht umhin kommen, nach eigenen Maßstäben zu verantworten, was und wen wir durch unsere wissenschaftliche Wissensarbeit unterstützen wollen, entgeht auch eine Soziologie der Kritik nicht. Dies wird bei Luc Boltanski dort deutlich, wo er sein Verständnis einer Soziologie der Kritik als Bezugnahme auf den »moralischen Sinn« der Akteur/innen und »ihr Alltagsgespür für Gerechtigkeit« (Boltanski 2010: 56) erläutert. Die »metakritische Position« (ebd.) der Soziologie der Kritik erläutert er darauf bezogen als Sichtbarmachung der Kluft, »die zwischen der gegebenen sozialen Welt und jener besteht, die den moralischen Erwartungen der Personen entspricht« (ebd.: 57). Diese Position soll der Soziologie mittels der »Übernahme der Gesichtspunkte des Akteurs« ermöglichen, »einen normativen Blick auf die Welt zu werfen, ohne dass dieser Blick durch persönliche Optionen [...] oder durch den Rückgriff auf eine inhaltliche Moralphilosophie [...] geleitet ist« (ebd.). Eine ähnliche Positionen nimmt in einem älteren Aufsatz bereits Axel Honneth ein, indem er in einer klassentheoretischen Perspektive vorschlägt, sozialtheoretisch an die »implizite Moralität« (Honneth 1981: 562) anzuknüpfen, die im »Unrechtsbewusstsein« (ebd.) unterdrückter Gruppen enthalten ist. In beiden Fällen wird die empirisch vorfindliche Normativität sozialer Akteure als Grundlage einer gesellschaftsimmanenten Kritik beansprucht und die Aufgabe der Soziologie darin gesehen, die Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Kritik zu bestimmen. Honneth nimmt das Programm der neueren Soziologie der Kritik

vorweg, indem er dezidiert eine Theorie der »sozialen Konstitutionsbedingungen empirisch wirksamer Moralität einfordert« (ebd.: 557). Anders als die neuere Soziologie der Kritik fordert er dabei jedoch noch ein, eine solche Theorie systematisch auf die »Theorie des Klassenkonflikts« (ebd.) zu beziehen.⁷

Diese und andere Varianten der positiven Inanspruchnahme empirisch vorfindlicher Sozialkritik handeln sich jedoch ein Problem ein, dass der moralische Sinn bzw. das Unrechtsbewusstsein sozialer Akteure faktisch keineswegs notwendig zu einer solchen Kritik führen, die als unterstützenswert betrachtet werden kann. Darauf hat etwa bereits Barrington Moore (1992: 527 ff.) in seiner wichtigen sozialhistorischen Studie über moralische Normensysteme hingewiesen, in der er zeigt, dass auch die nationalsozialistische Bewegung ein moralisches Bewusstsein von Ungerechtigkeit artikulierte. Woher also weiß die Soziologie der Kritik, ob es sich um einen zustimmungsfähigen oder abzulehnenden moralischen Sinn der Akteure handelt, die jeweiliger Kritik zu Grunde liegt? Woher will der/die Kritiker/in – als Soziolog/in (!) – wissen, ob das jeweilige Alltagsgespür für Gerechtigkeit auf abzulehnenden Ressentiments und Stereotypen oder auf zustimmungsfähigen Vorstellungen, zum Beispiel über Reziprozität oder anzustrebende Gleichheit, beruht? Ohne einen Rückgriff auf persönliche Überzeugungen und inhaltliche Moralen kann dies nicht entschieden werden. Insofern entgeht auch die Soziologie der Kritik dem »Mythos der nicht-normativen Kritik« (Ritsert 2009) nicht. Deshalb ist der von Vobruba unterbreitete Orientierungsvorschlag meines Erachtens nicht hinreichend. Im Sinne einer zusammenfassenden Folgerung aus der Kritikkontroverse ist dieser wie folgt gefasst: »Gesellschaftskritische Intentionen der Soziologie lassen sich am ehesten verfolgen, wenn man Bedingungen für die Kritik der Leute untersucht; denn auf die kommt es an.« (Vobruba 2017: 188)

Dass es – jedenfalls unter Bedingungen demokratisch verfasster Gesellschaften – von den Leuten abhängig ist, ob Kritik Wirkungen erzielt, ist unbestreitbar. Und der Vorschlag Vobrubas ist zweifellos dazu geeignet, eine Forschung anzuleiten, welche die Gefahr vermeidet, den Leuten aus der vermeintlichen Überlegenheit der eigenen Perspektive heraus vorschreiben zu wollen, was ihre eigentlichen Bedürfnisse und Interessen sind sowie was ihre normativen Präferenzen sein sollten. In seiner sympathisierenden Haltung zur Kritikfähigkeit der Leute vernachlässigt dieser Vor-

7 Bekanntlich hat Honneth dieses Theorieprogramm nicht fortgeführt, sondern die Wendung zu einer sozialphilosophischen Theorie der Anerkennungsverhältnisse vollzogen.

schlag jedoch eine immer noch wichtige Option soziologischer Kritik: Die Möglichkeit, den Leuten Informationen über Sachverhalte und Analysen von Zusammenhängen anzubieten, die zur Fundierung oder auch zu einem grundsätzlichen Überdenken ihrer Kritik beitragen können. Denn Soziologie kann für sich die Fähigkeit beanspruchen, »Beobachtungsmöglichkeiten freizusetzen, die nicht an die im Alltag oder in den Funktionssystemen eingeübten Beschränkungen gebunden sind« (Luhmann 1993a: 24), sich also zutrauen, präzisere Informationen und komplexere Zusammenhänge in den Blick zu nehmen, als die, welche denjenigen Leuten zur Verfügung stehen, deren Arbeit nicht im beruflichen Nachdenken über soziale Tatsachen, Strukturen und Prozesse besteht.

Das anzustrebende Verhältnis der Soziologie zur Kritik der Leute ist gleichwohl nicht als eines der autoritativen Belehrung zu konzipieren. Denn eine erkenntniskritisch aufgeklärte Soziologie weiß um die Begrenztheit auch ihrer eigenen Perspektive und darum, dass es zwar durchaus bessere und schlechtere (im Sinne von informierter, differenzierter, komplexer usw.) Beobachtungen der sozialen Wirklichkeit gibt, aber eben nicht die eine richtige Beschreibung. Folglich ist soziologische Kritik auf die Position einer »selbstkritische[n]« und »ironischen« Vernunft (Luhmann 1993b: 46) verwiesen, das heißt einer Vernunft, welche die Grenzen ihrer eigenen Geltungsansprüche ebenso berücksichtigt wie die Grenzen ihrer Einwirkungschancen.

Daraus folgt für das Verhältnis der Soziologie zur Kritik der Leute erstens eine Programmatik des Dialogs, der darauf ausgerichtet ist, soziologisches Wissen als Beitrag zu einem besseren Verständnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge anzubieten, die als Ursachen und Gründe des jeweiligen Kritikgegenstands in Rechnung zu stellen sind. Zweitens ermöglicht soziologische Reflexivität eine Auseinandersetzung mit dem konzeptionellen *Framing* – den für die jeweilige Realitätskonstruktion zentralen Kategorien, mit denen jeweilige Kritiken operieren. Dazu kann eine Überlegung genutzt werden, mit der Gunter Falk und Heinz Steinert die Programmatik einer reflexiven Soziologie charakterisierten: »Das Prinzip, nicht ›in‹ den sozialen Normen zu arbeiten, sondern ›über‹ sie.« (Falk, Steinert 1973: 14) Erweitert man diese Programmatik auf sozial wirkungsmächtige Denkkategorien, dann wird die Perspektive einer reflexiven Soziologie sichtbar, die sich als Reflexion auf die normativen und epistemologischen Grundlagen von Alltagswissen anbietet.

Zur Verdeutlichung dieser Perspektive kritischer Reflexivität ein aktuelles Beispiel aus der eigenen Soziologie-Leute-Praxis: Gängige mediale und politische Diskurse über die sogenannte »Flüchtlingskrise« setzen gewöhnlich die Unterscheidung von Flüchtlingen und anderen Migrant/innen voraus und verbinden diese mit der normativen Annahme, dass »wirklichen« Flüchtlingen ein moralischer Anspruch auf Aufnahme und Schutz zuzusprechen sei, Wirtschaftsmigranten und Armutsflüchtlingen dagegen nicht. Soziologisch gibt es nun gute Gründe, die Unterscheidungen zwischen Flüchtlingen und sonstigen Migrant/innen, zwischen erzwungener Flucht und freiwilliger Migration in Frage zu stellen sowie ihre Bedeutung für Projekte der staatlichen Migrationskontrolle unter Bedingungen globaler Ungleichheiten zu zeigen (vgl. Scherr, Inan 2016). Ein Wissen darüber, dass Flüchtlingsdiskurse auf einer sehr voraussetzungsvollen und folgenreichen kategorialen Klassifikation beruhen sowie über die gesellschaftlichen Interessenlagen, die für die Durchsetzung dieser Klassifikation bedeutsam waren und sind, kann – in Verbindung mit einem empirisch fundierten Wissen über Fluchtursachen und -motive sowie die globale Realität von Zwangsmigration – dazu anregen, die eigene Position zur Flüchtlingspolitik differenzierter zu begründen. Dies ist dann der Fall, wenn sich Soziologie als ein Dialogpartner anbietet, der anderes weiß als diejenigen, die bereit sind, sich auf eine Auseinandersetzung mit soziologischen Sichtweisen einzulassen. Welche Konsequenzen die Leute dann daraus ziehen, kann ihnen Soziologie jedoch nicht vorschreiben. Zwar kann ich als Soziologe durchaus darlegen, welche Konsequenzen mir aufgrund meiner eigenen politischen und moralischen Überzeugungen als verantwortbar erscheinen. Als Wissenschaftler bin ich dabei zudem aufgefordert, mich dem kritischen Dialog mit der philosophischen Ethik als derjenigen Wissenschaft zu stellen, die auf die Klärung von Prämissen, Begründungen und Implikationen ethischer Überzeugungen spezialisiert ist. Ob die Konsequenzen, die ich aus meinem soziologischen Wissens und meinen normativen Überzeugungen ziehe, die Leute dann in irgendeiner Weise beeindruckt oder nicht, ist weniger von der Güte der wissenschaftlichen Argumentation als von der rhetorischen Überzeugungskraft abhängig, wobei uns das webersche Prinzip der Werturteilsfreiheit Selbstdisziplinierung im Sinne einer transparenten Unterscheidung von wissenschaftlichem Wissen und persönlichen Standpunkten abverlangt.

Soziologie als kritische Reflexion kann also zweifellos nicht beanspruchen, den Leuten zu erklären, wie sie urteilen und handeln sollen. Sie kann

und sollte aber durchaus für sich beanspruchen, die Fähigkeit der Leute zu steigern, die sachlichen Grundlagen ihrer Kritik zu überprüfen und diese gegebenenfalls besser zu begründen oder aber in Frage zu stellen. Auf etwas Besserwisserei kann Soziologie dabei nicht verzichten, ohne sich selbst für überflüssig zu erklären, wie Andrew Sayer treffend feststellt: »Social science often needs to be evaluative, and indeed critical, of everyday thought, practice and social arrangements, in order to reveal what everyday thought fails to register. Indeed, there is no point in social science if it cannot improve upon or extend everyday understanding of the social world.« (Sayer 2011: 216)

Sayer verbindet diese Positionierung mit einer konstruktiven Unterscheidung zweier unterschiedlicher Konzeptionen kritischer Sozialwissenschaft: Er differenziert zwischen erstens einer minimalistischen Konzeption von Kritik, die sich darauf beschränkt, im Interesse einer »reduction of illusion« (2011: 220) wissenschaftlich fundierte Informationen zu vermitteln und im Sinne von »de-naturalization of social forms« (ebd.) das Gewordensein und die Veränderlichkeit sozialer Strukturen zu zeigen. Zweitens legt er im Sinne einer »strong conception« kritischer Sozialwissenschaft (ebd.) einen Entwurf für eine normativ fundierte Kritik vor. Dieser geht von der Kritik solcher Varianten kritischer Theorie aus, die Autonomie als Zentralwert proklamieren und dabei die Abhängigkeit menschlicher Lebensführung von Fürsorge vernachlässigen. Als sozialphilosophische Grundlage bezieht Sayer sich dann auf den sogenannten *Capability Approach* von Martha Nussbaum und Amartya Sen. Daraus leitet er als zentrale Aufgabe einer starken Konzeption kritischer Sozialwissenschaft den Auftrag ab, die Ausprägungen und Ursachen von »avoidable suffering and forms of well-being« (ebd.) zu bestimmen.

Der Versuch von Sayer, Grundprinzipien kritischer Sozialwissenschaft zu bestimmen, hat meines Erachtens zwei Vorteile: Er bestimmt zunächst eine minimalistische Konzeption von Kritik, die vor dem Hintergrund unterschiedlicher theoretischer Grundpositionen auch dann zustimmungsfähig ist, wenn man Sayers eigene starke Konzeption der Kritik nicht mitvollziehen kann oder möchte. Diese starke Konzeption weist er dann unter Bezugnahme auf eine im internationalen sozialphilosophischen Diskurs einflussreiche und für empirische Forschung anschlussfähige normative Position (vgl. Otto, Ziegler 2013) in einer Weise aus, die beansprucht, das

verfügbare sozialwissenschaftliche Wissen über die Ausprägungen und Ursachen von Leiden und Wohlergehen integrieren zu können.⁸

Sofern man sich unter Sozialwissenschaftler/innen zunächst auf die ihrerseits minimalistische normative Grundpositionen verständigen kann, dass es darum gehen soll, durch wissenschaftliche Forschung dazu beizutragen, vermeidbares Leiden zu verringern und dem Wohlergehen förderliche Bedingungen zu schaffen, ist damit nicht mehr als ein recht abstrakter Ausgangspunkt bestimmt, der für unterschiedliche normative Präferenzen und ethische Positionen anschlussfähig ist. Dies hat den Vorteil, dass die Forderung nach Anerkennung der Notwendigkeit einer normativen Fundierung sozialwissenschaftlicher Kritik nicht an die Zustimmung zu einer bestimmten substantiellen Ethik gebunden wird. Anders formuliert: Die Programmatik einer normativ voraussetzungsvollen Sozialkritik sollte nicht als exklusives Merkmal einer bestimmten Theorieschule missverstanden werden, sondern als eine Gemeinsamkeit unterschiedlicher Strömungen kritischer Sozialwissenschaft.

Vor diesem Hintergrund bietet sich eine solche Fortsetzung der Kritikkontroverse an, die eine Soziologie der Kritik und eine kritische Soziologie nicht als gegensätzliche, einander ausschließende Positionen betrachtet, sondern als einander wechselseitig ergänzende Perspektiven soziologischer Forschung fasst. Denn eine kritiklose Affirmation der Kritik der Leute ist ebenso wenig ein tragfähiges Programm, wie der Versuch aussichtslos ist, durch Kritik praktische Wirkungen zu erzielen, wenn die Relevanzstrukturen und normativen Präferenzen jeweiliger Adressat/innen im Gestus soziologischer Belehrung ignoriert werden.

⁸ Es ist hier nicht der Ort, die Tragfähigkeit seiner Konzeption einer kritischen Sozialwissenschaft im Detail zu diskutieren. Hinzuweisen ist allein darauf, dass bei Sayer ein bislang in Deutschland kaum rezipierter, aber meines Erachtens höchst diskussionswürdiger Entwurf einer Alternative sowohl zu einer solchen Soziologie der Kritik, die beansprucht, auf die Inanspruchnahme eigener normativer Grundannahmen verzichten zu können, als auch zu solchen Varianten kritischer Soziologie vorliegt, die an die Traditionslinie der Frankfurter Schule anschließen.

Schluss

Ausgangspunkt meiner Überlegungen war die Beobachtung, dass kritische Soziologie versucht, sich durch die programmatische Beanspruchung von Kritik ihrer praktischen Wirkungsmöglichkeiten zu vergewissern. Dies führte zu der Folgefrage, ob sich Soziologie Möglichkeiten der Kritik zutrauen kann, die über die Bestimmung der sozialen Bedingungen der Möglichkeit einer Kritik der Leute hinausgehen. Diese Frage wurde hier positiv beantwortet. Damit aber ist noch keine Aussage dazu getroffen, ob soziologischer Kritik mehr zuzutrauen ist als ein Beitrag zur selbstreferentiellen Weiterentwicklung soziologischen Wissens. Die Inanspruchnahme eines naiven Aufklärungsoptimismus, der diesbezüglich annimmt, dass sich das bessere Argument letztendlich doch sozial durchsetzt, dass also die weitere Klärung der Grundlagen der Kritik auch zur Steigerung ihrer Wirkungsmächtigkeit beitragen würde, ist meines Erachtens nicht überzeugend. Bei allen begründeten Zweifeln an der möglichen Wirkungsmächtigkeit soziologischer Kritik neige ich gleichwohl zu der Einschätzung, dass Soziolog/innen, die Relevantes zu jenen Fragestellungen und Problemen zu sagen haben, welche auch die Nicht-Soziolog/innen beschäftigen, sich über mangelnde Nachfrage nach ihrem Wissen nicht beklagen können, zum Beispiel in Form von Einladungen zu Vorträgen bei politischen Institutionen oder pädagogischen Fortbildungen, Aufforderungen zu Beiträgen in praxisnahen Fachpublikationen und zu Expertisen für Stiftungen und Ministerien. Zudem ist soziologische Kritik auch medial nachgefragt, wenn sie jeweilige mediale Themenkonjunkturen bedienen kann und will.

Insofern ist der Rückzug auf eine Soziologie der Bedingungen und Möglichkeiten von Kritik meines Erachtens nicht die zwingende Konsequenz aus der Kritikkontroverse. Als Soziolog/innen können wir zu einer besseren Fundierung von Kritik oder Affirmation beitragen, als Soziologie-Leute auch Nicht-Soziologie-Leute von den Konsequenzen zu überzeugen versuchen, die wir aus der Gemengelage unseres Wissens, unserer politischen Überzeugungen und unserer normativen Orientierungen ziehen. Zu Max Webers Aufforderung, dabei die Unterscheidung zwischen unserem wissenschaftlichen Wissen und unseren persönlichen Überzeugungen transparent zu halten, sehe ich dabei nach wie vor keine Alternative.

Literatur

- Adorno, T.W. 1969: Marginalien zu Theorie und Praxis. In T.W. Adorno, Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 169–192.
- Bauman, Z., 1995: Postmoderne Ethik. Hamburg: Hamburger Edition.
- Boltanski, L. 2010: Soziologie und Sozialkritik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- de Benoist, A. 2004: Kritik der Menschenrechte. München: Verlag Junge Freiheit.
- Falk, G., Steinert, H. 1973: Über den Soziologen als Konstrukteur von Wirklichkeit, das Wesen der sozialen Realität, die Definition sozialer Situation und die Strategien ihrer Bewältigung. In H. Steinert (Hg.), Symbolische Interaktion. Arbeiten zu einer reflexiven Soziologie. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, 13–46.
- Honneth, A. 1981: Moralbewusstsein und soziale Klassenherrschaft. Leviathan, 9. Jg., Heft 3–4, 556–570.
- Horkheimer, M. 1977a [1933]: Materialismus und Moral. In M. Horkheimer, Kritische Theorie. Eine Dokumentation, hrsgg. von A. Schmidt. Frankfurt am Main: S. Fischer, 71–109.
- Horkheimer, M. 1977b [1937]: Traditionelle und kritische Theorie. In M. Horkheimer, Kritische Theorie. Eine Dokumentation, hrsgg. von A. Schmidt. Frankfurt am Main: S. Fischer, 521–576.
- Keuth, H. 1991: Die Abhängigkeit der Wissenschaft von Wertungen und das Problem der Werturteilsfreiheit. In H. Lenk (Hg.), Wissenschaft und Ethik. Stuttgart: Reclam, 116–134.
- Luhmann, N. 1993a: ›Was ist der Fall?‹ und ›Was steckt dahinter?‹ Die zwei Soziologen und die Gesellschaftstheorie. Bielefeld: Bielefelder Universitätsgespräche und Vorträge 3.
- Luhmann, N. 1993b. Die neuzeitlichen Wissenschaften und die Phänomenologie. Wien: Pincus.
- Moore, B. 1992: Ungerechtigkeit. Die sozialen Ursachen von Unterordnung und Widerstand. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Otto, H.-U., Ziegler, H. (Hg.) 2013: Enhancing Capabilities. The Role of Social Institutions. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich Publishers.
- Ritsert, J. 2009: Der Mythos der nicht-normativen Kritik. Oder: Wie misst man die herrschenden Verhältnisse an ihrem Begriff? In J. Ritsert, Probleme der Dialektik heute. Wiesbaden: Springer VS, 161–176.
- Sayer, A. 2011: Why Things Matter to People. Cambridge: Cambridge University Press.
- Scherr, A. (Hg.) 2015: Systemtheorie und Differenzierungstheorie als Kritik. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Scherr, A., Inan, C. 2016: Flüchtlinge als gesellschaftliche Kategorie und als Konfliktfeld. In C. Ghaderi, T. Eppenstein (Hg.), Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge. Wiesbaden: Springer VS, 113–128.

- Steinert, H. 1989: Die fünfte Fakultät: Strömungen in der Geschichte der Sozialwissenschaften an der Universität Frankfurt. In H. Steinert (Hg.), Die (mindestens) zwei Sozialwissenschaften in Frankfurt und ihre Geschichte. Frankfurt am Main: Studentexte zur Sozialwissenschaft, 17–36.
- Vobruba, G. 2017: Die Kritikkontroverse. *Soziologie*, 46. Jg., Heft 2, 173–190.
- Weber, M. 1973 [1904]: Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. In J. Winckelmann (Hg.), *Max Weber – Soziologie, Analysen, Politik*. Stuttgart. Kröner, 186–261.

Brauchen wir eine Soziologie des Digitalen?

Axel Philipps

Die Soziologie beschäftigt sich seit ihren Anfängen mit dem Sozialen als einer Tatsache, die über die Psyche des Menschen und die Widerständigkeit seiner physischen Umwelt hinausgeht. Zu den axiomatischen Grundannahmen gehört, dass das Soziale einerseits von Menschen hervorgebracht wird und es sich andererseits von ihnen ablöst, um auf sie zurückzuwirken. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch die Digitalisierung als menschliches Erzeugnis und soziale Tatsache betrachten und untersuchen.

Historisch ist das Digitale eine relativ späte technologische Entwicklung, deren Grundlagen mit der Ausarbeitung des binären Codes im 17. Jahrhundert gelegt wurden. Die Binarität ermöglichte die Formulierung maschinenlesbarer Handlungsanweisungen (Algorithmen). Das Digitale im engeren Sinne steht jedoch für das Aufkommen des Digitalcomputers in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Gemeint ist eine Maschine, die elektronische Teile (Hardware) mit Programmen (Software) vereint, welche Algorithmen abarbeiten und Daten konvertieren können. Für den Digitalcomputer gilt im Besonderen, dass er zahlenbasiert und frei programmierbar automatisch verschiedene arithmetische oder logische Operationen ausführt. Noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts wurde diese Technologie von einer relativ kleinen Gruppe genutzt. Die flexible und hoch effiziente Bearbeitung von Aufgaben durch Computer führte aber schnell dazu, dass sich der Kreis der Nutzerinnen und Nutzer ausweitete und die Computerisierung die Gegenwartsgesellschaft veränderte. Zur gesellschaftlichen Durchdringung zählt beispielsweise, dass die spezifische Art und Weise, mit Computern Probleme zu lösen, eine Haltung verstärkte, umfassend alle Lebensbereiche in Zahlen zu übersetzen und zu zählen. Zugleich

veränderte das *World Wide Web* nachhaltig die Kommunikations- und Interaktionsprozesse der Menschen. Erforderte dessen Mitgestaltung in den 1990er Jahren noch einige Kenntnisse im Programmieren, sind die Hürden durch leicht handhabbare Plattformen seit der Jahrtausendwende gefallen. Der Austausch von E-Mails, digitalen Filmen oder Bildern ist zu einem festen Bestandteil unseres Alltags geworden.

Viele Bereiche der Gesellschaft lassen sich folglich nicht mehr ohne Bezug auf die Digitalisierung erklären und verstehen. Einige gesellschaftliche Bereiche existieren sogar ausschließlich in digitalen Umgebungen. Brauchen wir daher nicht eine Soziologie des Digitalen, die sich dieser Problematik annimmt?

Gegen eine Querschnittssoziologie

Ein Blick in die soziologische Forschung zeigt, dass sich das Fach des Themas bereits auf vielfältige Weise angenommen hat. Allen voran untersucht die Medien- und Kommunikationssoziologie die Digitalisierung und deren Auswirkungen auf die menschliche Kommunikation und Interaktion (vgl. Jäckel, Mai 2005; Stegbauer, Jäckel 2008). Aber auch andere Forschungsfelder der Soziologie haben die Problematik aufgegriffen und beschäftigen sich mit dem Phänomen teilweise in eigenen Rubriken. Die soziale Ungleichheitsforschung untersucht beispielsweise ungleiche Zugangschancen und Nutzungsmöglichkeiten des Internets unter dem Schlagwort »Digital Divide« (vgl. DiMaggio et al. 2001; Friemel 2016), die Migrationsforschung analysiert soziale Beziehungsgefüge über geografisch getrennte Räume in der computervermittelten »Plurilokalität« (vgl. Pries 2001; Greschke 2009), arbeitssoziologisch werden wiederum die Auswirkungen der Digitalisierung auf den Arbeitsmarkt unter dem Banner »Telearbeit« betrachtet (vgl. Kleemann 2005) oder die Forschung zu sozialen Bewegungen widmet sich in der Kategorie »Cyberprotest« verstärkt den veränderten Protestformen und Mobilisierungswegen sozialer Bewegungen (vgl. van de Donk et al. 2004). Bereits die wenigen Nennungen machen deutlich, dass das Thema Digitalisierung in den verschiedenen soziologischen Forschungsfeldern verhandelt wird. Quer zu allen Bindestrichsoziologien zeigt sich darin implizit, was eine Soziologie des Digitalen ausmachen kann. Folglich brauchen wir keine solche Soziologie, denn sie existiert bereits. Ist es jedoch sinnvoll, sie expli-

zit unter dem Dach einer eigenständigen Querschnittssoziologie zusammenzubringen?

Als einen solchen Versuch lässt sich Deborah Luptons (2015) Einführung in die *Digital Sociology* betrachten. In ihrem Buch skizziert sie anschaulich an verschiedenen Beispielen, wie stark bereits die Digitalisierung unser Leben durchdrungen hat. Gerade vor dem Hintergrund einer verstärkten Verwertungslogik digital erzeugter Daten weist sie der Soziologie die Rolle einer kritischen Instanz zu. Eine solche spezielle Soziologie untersucht demnach die digitale Durchdringung sämtlicher gesellschaftlicher Bereiche und legt offen, wie die Digitalisierung soziale Ungleichheiten (re-)produziert oder dazu beiträgt, Überwachungsstrukturen auszubauen und die Kapitalisierung von Metadaten voranzutreiben. Nach Lupton setzt sich eine *Digital Sociology* aber auch selbstreflexiv mit dem Gebrauch digitaler Technologien auseinander, um sie für die Soziologie nutzbar zu machen. Daraus ergeben sich ihr zufolge vier Forschungsfelder: 1) wie gebrauchen Soziologinnen und Soziologen digitale Technologien (*Professional Digital Practice*), 2) wie nutzen die Menschen allgemein solche Technologien (*Analyses of Digital Technology Use*), 3) wie lassen sich die großen Datenmengen methodisch erschließen (*Digital Data Analysis*) und 4) wie kann eine soziologisch informierte Kritik digitaler Technologien aussehen (*Critical Digital Sociology*). Es geht folglich nicht mehr nur um eine Gliederung der Forschung nach soziologischen Themengebieten, wie sie Paul DiMaggio et al. (2001) noch am Anfang des Jahrtausends für die Internetforschung formulierten. Damals ging es primär darum, das *World Wide Web* hinsichtlich (neuer) sozialer Ungleichheiten, der Möglichkeiten zur politischen Partizipation, der vielfältigen Formen kultureller Mitgestaltung und der konkreten praktischen Ausgestaltung in Communities und Organisationen soziologisch zu erforschen. Lupton stellt dazu nicht nur aktuelle und ausgewählte Forschungen vor, sie zeigt auch das gewachsene Selbstbewusstsein der Soziologie, sich kritisch mit dem Gebrauch digitaler Technologien auseinanderzusetzen.

In diesem Punkt steht ihr Buch stellvertretend für verschiedene Bemühungen, eine *Digital Sociology* zu begründen. Schon vorher gab es Anregungen, neben der Erforschung gesellschaftlicher Phänomene des Digitalen Soziologinnen und Soziologen für den Einsatz von digitalen Instrumenten und Plattformen in der Lehre (Wynn 2009; Carrigan 2013) oder zur Sichtbarmachung soziologischer Arbeiten über die Fachgemeinschaft hinaus zu gewinnen (Carrigan 2013). Aus diesen und anderen Gründen wurde auch

die *Digital Sociology Study Group* in der *British Sociological Association* (BSA) als eine Plattform gegründet, um sich über die Implikationen des *Digital Turns* für die soziologische Praxis, das professionelle Selbstverständnis und die Zukunft der Disziplin auszutauschen. Die Arbeitsgruppe geht also davon aus, dass das Digitale nicht nur neue Forschungsfelder eröffnet, sondern dass es »selbst zum Erkenntnismittel und -medium« (Bachmann-Medick 2006: 26, Herv. i. O.) wurde und damit den *digital turn* einleitete. Vor diesem Hintergrund sieht sie als zentrale Aufgaben, erstens den individuellen, kulturellen und strukturellen Wandel durch den *Digital Turn* soziologisch zu betrachten. Zweitens will sie die Nutzung digitaler Dienste unter Soziologinnen und Soziologen stärker anregen und drittens zeigen, welche soziologisch-methodischen Zugänge zu großen Datenmengen und digitalen Medien bereitstehen. Dazu gehört viertens, *Best Practice*-Beispiele zu sammeln und bekannt zu machen. Zusammengefasst steht *Digital Sociology* damit für ein breit angelegtes Forschungsfeld, das von der Analyse gesellschaftlicher Phänomene des Digitalen bis zur vermehrten Nutzung digitaler Werkzeuge in der Soziologie reicht. Eine Soziologie des Digitalen konzentriert sich hingegen darauf, Spezifisches des Digitalen zu erschließen und dieses Wissen in die Entwicklung soziologischer Werkzeuge einzubringen. Ich komme auf diesen Aspekt weiter unten zurück.

Luptons Vision hebt sich von den unterschiedlichen Vorstößen, eine *Digital Sociology* zu etablieren, dadurch ab, dass sie nicht nur eine weitere Kritik am Digitalen formuliert (etwa in Ergänzung zu Boyd, Crawford 2012; Kitchin 2014; Reichert 2014), sondern unter diesem Label die Vielfalt soziologischer Forschungsfelder über Untersuchungen zum Gebrauch digitaler Technologien zusammenbringt. Auf den ersten Blick erscheint eine solche Zusammenführung nachvollziehbar, da sie vom Digitalen perspektivisch auf verschiedene Forschungsgegenstände der Soziologie schaut. Das Hauptproblem einer solchen Vorgehensweise ist jedoch, dass die Forschungsgegenstände eine gewisse Verengung erfahren. So bringt die Konzentration auf das Digitale zwar neue Erkenntnisse und Einblicke, bei einer solchen Herangehensweise wird aber das theoretische und empirische Wissen über die unterschiedlichen soziologischen Felder nur unzureichend herangezogen. In der Folge ist das Ergebnis der Engführung zu speziell und undifferenziert, um die Erkenntnisgenerierung in den jeweiligen Forschungsfeldern voranzubringen.

Lupton macht dies beispielsweise anschaulich, wenn es um digitalen Aktivismus geht. Dazu zählen für sie Hackeraktivitäten, Datenschutz- und

Open Data-Initiativen genauso wie Protestmobilisierungen über soziale Netzwerkseiten. So erwähnt sie die Anonymous-Aktivist:innen, die Open Source-Bewegung sowie die jüngsten Massendemonstrationen in verschiedenen Ländern Nordafrikas, Europas und Nordamerikas. All diese sozialen Bewegungen und politischen Aktivitäten verbindet der Gebrauch von digitalen Geräten oder des *World Wide Webs*. Was in dieser Darstellung aber fehlt, ist eine Perspektive, die über die Relevanz des Digitalen hinausgeht. Die Fokussierung auf das Digitale teilt Lupton mit Manuel Castells (2012), der die sogenannten *Networked Social Movements* beschreibt. Seine Thesen werden prominent eingeführt; wobei die Kritik daran relativ nahe am Digitalen bleibt. So erwähnt Lupton, dass Mobilisierungen über soziale Netzwerkseiten zum einen auch Optionen zur Überwachung bereithalten und zum anderen der Zugang zum Internet ungleich verteilt ist. Ihre Kritik ist berechtigt, da Castells diese Aspekte in seinen historisch relativ frühen Beobachtungen zu wenig ausarbeitet. Problematischer ist aber vielmehr seine Fokussierung auf die Gegenwart und die technischen Möglichkeiten. Vor diesem Hintergrund konnte er postulieren, dass die jüngsten Protestereignisse den neuen Kommunikationsmöglichkeiten des Internets entspringen. Die Bedeutung sozialer Netzwerkseiten ist nicht zu unterschätzen, aber Massenproteste ohne organisierte Führung und Vorläuferorganisationen gab es auch schon vor dem Internetzeitalter. So wurden beispielsweise aus den Aufständen der Marginalisierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Cloward, Piven 1986) oder 1989 aus den Montagsdemonstrationen in Leipzig (Döhnert, Rummel 1990) spontane Massendemonstrationen, bei denen sich durch die politischen Gelegenheiten begünstigt erst im Verlauf der Proteste eine kollektive Identität herausbildete. Zugespitzt formuliert: Mit der Digitalisierung entstehen kaum neue Protestformen, sondern deren Ausweisung als neuartig geht auf eine Vernachlässigung historischer Vorläufer und weiterer Erklärungsmodelle aus der Bewegungsforschung (etwa Gelegenheitsstrukturen, Ressourcenmobilisierung, Frameanpassung) zurück. Was exemplarisch für soziale Bewegungen und politische Initiativen im Internetzeitalter gilt, ist allgemein für eine *Digital Sociology* als Querschnittssoziologie zu erwarten. Mit dem Digitalen als Ausgangspunkt ist folglich stets die Gefahr verbunden, immer wieder darauf verengte und damit wenig zufriedenstellende Analysen vorzulegen.

Des Weiteren spricht gegen eine *Digital Social Sciences* als ein rein soziologisches Forschungsfeld die Erfahrung der *Digital Humanities*. Die Zusammenführung der Informatik mit den Geisteswissenschaften hat zwar neue

Forschungsfelder erschlossen, zugleich resümieren ihre Verfechterinnen und Verfechter, dass die »Figur des *Digital Humanist* [...] illusorisch« (Lemke, Stulpe 2015: 77) ist. Bisher kann eine einzelne Person die erforderlichen fachwissenschaftlichen, fachwissenschaftlich-methodologischen und informatischen Kompetenzen nicht in sich vereinen. Zu verschieden sind in vielen Fällen die theoretischen und methodischen Herangehensweisen in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen und der Informatik. Überschneidungen finden sich vor allem dort, wo ähnliche Fragestellungen bearbeitet werden, etwa bei der Erstellung von Klassifikationen oder der Visualisierung thematischer Veränderungen in längeren Zeitabschnitten. In diesem relativ engen Segment der Forschung konnten bereits digitale Analyseinstrumentarien entwickelt und überzeugend eingesetzt werden. Diese Werkzeuge eignen sich aber kaum, andere Fragestellungen in den Geisteswissenschaften zu bearbeiten. Es ist also weiterhin die kooperative und interdisziplinär zu koordinierende Zusammenarbeit nötig, um die *Digital Humanities* voranzubringen (zur Soziologie siehe DiMaggio 2015; Funken 2001).

Ansätze zu einer Soziologie des Digitalen

Ungeachtet der genannten Einschränkungen brauchen wir eine Soziologie des Digitalen. Zu häufig werden Phänomene und Folgen der Digitalisierung in den verschiedenen soziologischen Forschungsfeldern betrachtet, *ohne* die Spezifik digitaler Technologien, Wissensformen und Austauschprozesse oder informatische Kenntnisse und Werkzeuge zu berücksichtigen. So werden einerseits Erkenntnisse und Anwendungslösungen der Informatik für die Soziologie in relativ überschaubaren Kreisen ausgetauscht. Andererseits finden sich immer wieder Studien, die Äußerungen und Darstellungen auf Plattformen des *World Wide Webs* untersuchen und dabei die Art und Weise vernachlässigen, wie die digitalen Technologien unsere Kommunikation sowie unser Denken, Wahrnehmen und Handeln mitstrukturieren. Exemplarisch sei hier auf Stefan Meißners (2015) eindrückliches Plädoyer verwiesen, in Analysen des *World Wide Webs* stärker auf die in der Kommunikation wirkenden technischen und medialen Aspekte einzugehen. Er betont, dass der kommunikative Austausch und die Sinnzeugung im Internet nicht allein auf die handelnden Subjekte und ihre Interaktionen zurückgehen. Ebenso formt das Medium (soziale Netzwerk-

seiten, E-Mails, Chats etc.) die Kommunikation »in eigenlogischer Weise« (Meißner 2015: 43). Eine Soziologie des Digitalen hat folglich zwei zentrale Aufgaben. Sie muss

- die Eigenlogiken des Digitalen verstehen und
- als Schnittstelle zwischen Soziologie und Informatik Wissen und Bedarfe in beide Richtungen für die Entwicklung digitaler Werkzeuge transferieren.

Es geht also nicht darum, den breit angelegten und vielfältigen Forschungen zu gesellschaftlichen Phänomenen des Digitalen eine weitere Plattform¹ zu geben. Im Vordergrund steht vielmehr die Entwicklung digitaler Werkzeuge durch die Zusammenarbeit von Soziologie und Informatik. Während Lupton (2015) zu Recht den digitalen Instrumentarien wie Suchmaschinen, Visualisierungen oder Tracking-Software mit Vorbehalt begegnet, da deren Funktionsweisen in der Regel für Nutzerinnen und Nutzer nicht erkennbar sind, ist es eine zentrale Aufgabe der Soziologie des Digitalen, sich an der Entwicklung adäquater Werkzeuge für die Soziologie zu beteiligen. Es gilt, was bereits Noortje Marres schrieb: »Digital Sociology asks: how does digitalization affects the relations between researchers and researched, and those between the objects, methods, techniques of social research, broadly conceived?« (Marres 2013). Dazu gehört für sie mehr als das Theoretisieren über die digitale Gesellschaft oder die Analyse des digitalen sozialen Lebens mit dem Standardinstrumentarium der Sozialforschung. Im Mittelpunkt steht die reflexive Aneignung digitaler Technologien durch Soziologinnen und Soziologen, in dem sie mit digitalen Werkzeugen experimentieren und bei der Entwicklung solcher Instrumentarien mitwirken.

Mit der Analyse der Eigenlogiken des Digitalen, vor allem wie digitale Werkzeuge Sinn miterzeugen, kann eine Soziologie des Digitalen im eigenen Fach stets die Gemachtheit und Wirkmacht des Digitalen thematisieren und dafür sensibilisieren. Es geht also nicht darum, Soziologinnen und Soziologen zu Informatikerinnen und Informatikern zu machen. Vielmehr setzt sich eine Soziologie des Digitalen mit Fragen zur Struktur, den Strukturierungsweisen und Ausprägungen des Digitalen auseinander und kommuniziert ihre Erkenntnisse in das eigene Fach. Wie strukturieren digitale Umwelten Situationsauslegungen, Selbstpräsentationen oder die Wahl von

¹ Etwa in Ergänzung zur Digital Sociology Study Group in der BSA oder zur Fachgruppe Digitale Kommunikation in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft e.V.

Handlungsoptionen? Was bedeutet der Gebrauch digitaler Werkzeuge im Besonderen für das soziologische Forschen? Diese Fragen sind nicht neu. Wegweisende Arbeiten wie Lev Manovichs (2001) Beschreibungen von Software im Kreativbereich oder Adrian Mackenzies Ausführungen zur männlichen Weltansicht von Programmierern oder zu Veränderungen von Software in verschiedenen Kontexten (Mackenzie 2005; 2006) sind eingegangen in differenzierte Betrachtungen zu Algorithmen und deren Auswirkungen auf Handlungsrationalitäten und Sichtweisen. Die Themenhefte *Codes and Codings in Crisis* (Mackenzie, Vurdubakis 2011), *The Social Power of Algorithms* (Beer 2017) oder der Sammelband *Algorithmenkulturen* (Seyfert, Roberge 2017) versammeln beispielsweise Beiträge zu Facebook, dem Finanzmarkt, Risikomanagement, Drohneneinsatz, Identitätskonstruktionen und anderem mehr. Neben der thematischen Breite wird in den Arbeiten deutlich, dass sich die Eigenlogiken von Algorithmen in der Software dokumentieren, in der Art und Weise wie sie Handlungen mitgestalten und wie Nutzerinnen und Nutzer sie gebrauchen. Es geht also weniger darum, Programmzeile für Programmzeile zu interpretieren, sondern sich dem Spezifischen digitaler Geräte zu widmen und die darin angelegten Erzeugungsprinzipien bei der Analyse gesellschaftlicher Phänomene des Digitalen, bei der Interpretation digitaler Spuren als Daten des Sozialen sowie bei der Entwicklung soziologischer Instrumentarien zu berücksichtigen.

Vor allem der letztgenannte Punkt, die Erzeugung und Implementierung von soziologisch informierten digitalen Werkzeugen, ist eine Herausforderung für die Soziologie des Digitalen. Ging es Savage und Burrows (2007) noch darum, Soziologinnen und Soziologen anzuregen, sich an der Entwicklung digitaler Instrumentarien zur Vermessung der sozialen Welt zu beteiligen, drehen sich die Debatten danach um die Herausforderungen und Rahmenbedingungen, welche vom Digitalen für die quantitativ orientierte Sozialforschung ausgehen (Amoore, Piotukh 2015; Ruppert, Law, Savage 2013). Interessanterweise adressieren die Befürworterinnen und Befürworter von *Data und Text Mining* Verfahren wie James A. Evans und Pedro Aceves (2016), Matthias Lemke und Alexander Stulpe (2015) oder Gregor Wiedemann (2013; 2016) in der Regel aber die qualitative Sozialforschung. Gerade die Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit den Geisteswissenschaften haben die Annahme verstärkt, dass sich die digitalen Werkzeuge insbesondere für qualitativ Forschende in der Soziologie eignen. Die Übertragung von digitalen Werkzeugen aus den *Digital Humanities* in die qualitative Sozialforschung gestaltet sich jedoch keinesfalls reibungslos,

was unter anderem mit methodologischen Divergenzen zu tun hat. Einige Beispiele sollen dies im Folgenden kurz veranschaulichen.

Data und Text Mining Verfahren kommen in erster Linie im Bereich von Inhalts- und Bedeutungsanalysen zum Einsatz. Diese analytischen Vorgehensweisen sind durchaus an Fragestellungen und Forschungsdesigns der qualitativen Sozialforschung anschlussfähig, wie auch verschiedene Vertreterinnen und Vertreter der *Data und Text Mining* Verfahren wiederholt herausstellen (Evans, Aceves 2016; Ignatow 2016; Mohr, Bogdanov 2013; Wiedemann 2013; 2016). Inhalts- und Bedeutungsanalysen bilden jedoch nur einen kleinen Teil der Verfahren in der qualitativen Sozialforschung ab. Ethnografische Herangehensweisen etwa (Breidenstein et al. 2015) oder die Rekonstruktion impliziter Wissensbestände und Deutungsmuster in der interpretativen Sozialforschung bleiben davon unberührt (Bohnsack 2014; Przyborski, Wohlrab-Sah 2014; Rosenthal 2014).

Eine weitere Übereinstimmung von *Data und Text Mining* Verfahren mit der qualitativen Sozialforschung wird darin gesehen, dass beide Muster in empirischem Material offenlegen. Dieses Vorgehen, markante Muster und Zusammenhänge in Daten zu suchen, wird mit der Methodologie der *Grounded Theory* gleichgesetzt (Bubenhof, Scharloth 2015; Evans, Aceves 2016; McFarland, Lewis, Goldberg 2015). Auch die qualitative Sozialforschung verfolgt zum Teil das Ziel, Typisches aus den Daten in Theorien zu überführen. Ungeachtet dessen sind die bisherigen *Data und Text Mining* Verfahren mit dem Verständnis der *Grounded Theory* unvereinbar, da die Theoriegenerierung in der qualitativen Sozialforschung eng mit dem *Theoretical Sampling* verknüpft ist. Während die *Data und Text Mining* Verfahren gerade auf die Fähigkeit setzen, sehr große Datenmengen zu verarbeiten, werden in der qualitativen Sozialforschung, die sich an der *Grounded Theory* orientiert, Typen und Annahmen durch Vergleiche minimaler und maximaler Kontraste gebildet.

Schließlich verlangen *Data und Text Mining* Verfahren ebenso wie die qualitative Sozialforschung eine Methode, mit der sich Sinnzusammenhänge in den Daten verstehen lassen. Dazu bedient sich beispielsweise die verstehende Methode nach Weber so genannter Idealtypen. Der methodische Kniff besteht darin, durch einseitige Zuspitzungen bestimmter Merkmale oder Eigenheiten in den strukturlosen Anhäufungen einzelner Daten Muster und Zusammenhänge zu identifizieren und diese in allgemeine Regeln und Theorien zu überführen. Der grundlegende Unterschied zwischen den *Data Mining* Verfahren und der verstehenden Soziologie besteht letztlich

im Gebrauch der Idealtypen. Im *Data Mining* werden sie als messbare Mustervorgaben (»measurable types« wie »sexual« oder »terrorist« in Cheney-Lippold 2017: 47 ff.) verwendet, das heißt, sie dienen als Raster, um in der enormen Fülle an Daten die in den Idealtypen angelegten Zusammenhänge zu entdecken. In der verstehenden Sozialforschung nach Weber werden Idealtypen zwar auch gedankenexperimentell vorab gebildet und mit den empirisch vorfindbaren Sinnzusammenhängen verglichen. Den Idealtypen kommt aber nur ein heuristischer Wert zu. Mit ihnen werden keine Zusammenhänge gesucht, die dem Idealtypus entsprechen, sondern die Differenz zum Idealtypus bildet die Grundlage, die zu untersuchenden Sinnzusammenhänge zu verstehen. Es geht also weniger darum, Erwartbares zu erkennen, sondern offen für Überraschungen zu sein. Die Verwendung von Idealtypen als Raster entspricht dabei eher dem Vorgehen der quantitativen Sozialforschung, mit standardisierten Erhebungsinstrumenten das Soziale zu vermessen und zu erfassen.

Zugespitzt formuliert folgt daraus, dass die bisher entwickelten *Data und Text Mining* Verfahren an die qualitative Sozialforschung nur beschränkt anschlussfähig sind, da ihnen die methodologische Handschrift einer verstehenden Soziologie fehlt. An ihrer Entwicklung waren nicht Soziologinnen und Soziologen beteiligt, sondern Informatikerinnen und Informatiker sowie Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler. In der Folge sind in den Verfahren methodologisch informatische Annahmen zum Informationsmanagement (etwa Rankings) oder sprachtheoretische Überlegungen (etwa die Zeichentheorie von Ferdinand de Saussure) eingeschrieben. Eine zentrale Aufgabe der Soziologie des Digitalen besteht folglich darin, bei der Konzeption und Konstruktion digitaler Werkzeuge das soziologisch-methodologische Denken einzubringen.

Wie deutlich geworden sein sollte, kann eine Soziologie des Digitalen solche Themen und Aufgaben nicht ohne die Informatik angehen. Durch die Kooperation mit der Informatik geht sie dabei stets über eine rein soziologische Betrachtung hinaus, indem sie auch die eigene Art der informatischen Wissensproduktion berücksichtigt. Dazu gehört, die Informatikerinnen und Informatiker als Virtuosen des Digitalen bei der Erzeugung digitaler Umgebungen und Werkzeuge zu begleiten und ihnen soziologische Herangehensweisen nahezubringen. In diesem Zusammenhang kann eine Soziologie des Digitalen beständig über die Erkenntnisse und Nutzungsmöglichkeiten des Digitalen in der Informatik unterrichten und in Relevanzen für das eigene Fach übersetzen: Sie informiert die Soziologie kontinu-

ierlich über Neuerungen und Vorgehensweise der Informatik und zeigt in diesen Zusammenhängen Anschlussmöglichkeiten.

Erste Ansätze zu einer solchen Soziologie des Digitalen wurden in Deutschland auf Konferenzen wie *Internet Rules!*² (2016) oder *Society through the Lens of the Digital*³ (2017) vorgestellt bzw. sind bereits in der Abteilung für Computational Social Science am Leibniz-Institut GESIS (Strohmaier, Zens 2014), dem Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft⁴ oder dem Munich Center for Internet Research⁵ institutionell realisiert. Diese Einrichtungen bringen die Soziologie und Informatik aber in erster Linie zusammen, um Forschungsfragen zum *World Wide Web* zu bearbeiten. Das Digitale meint jedoch stets mehr als das *World Wide Web* und ist vor allem auch dort relevant, wo die Soziologie mit der Informatik an anderen Problemstellungen zusammenarbeitet (zum Beispiel zur Erhebung, Auswertung und Sicherung großer Text-, Interview- und Bildkorpora, zu tragbaren Technologien oder intelligenten Objekten). Auch in diesen Kooperationen ist die gleichberechtigte Begegnung von Soziologie und Informatik nötig, in der weder die Soziologie nur Dienstleistungen bei der Informatik abrufen noch umgekehrt die Informatik bei Lösungsvorschlägen in ihrer sehr eigenen, spezifischen Art der Wissensproduktion verbleibt (dazu mehr in Funken 2001). So lange die Informatik soziologische Probleme in informatische Problemlösungen übersetzt, sind ihre Ergebnisse häufig soziologisch unterkomplex und ihre digitalen Werkzeuge nur eingeschränkt brauchbar (vgl. Kitchin 2014). Ein produktives Verhältnis erfordert einen andauernden disziplinären Austausch, um informatische Lösungen für soziologische Fragestellungen zu entwickeln.

Zusammengefasst meint eine Soziologie des Digitalen also mehr als die thematische Untersuchung des *World Wide Webs* oder die Ausbildung von Soziologinnen und Soziologen zu Programmierern und Programmieren. Eine Soziologie des Digitalen hat vielmehr das Digitale in seinen ver-

2 <https://aoir.org/aoir2016/>, letzter Aufruf 5. Juli 2017.

3 www.volkswagenstiftung.de/nc/veranstaltungen/veranstaltungsarchiv/detailansicht-veranstaltung/news/detail/artikel/herrenhaeuser-konferenz-society-through-the-lens-of-the-digital/marginal/5101.html, letzter Aufruf 5. Juli 2017.

4 www.hiig.de/digitale-hauptstadt-berlin-5-jahre-internetforschung-am-institut-fuer-internet-und-gesellschaft/, letzter Aufruf 16. Mai 2017.

5 <http://mcir.digital/ueber-uns/>, letzter Aufruf 16. Mai 2017. Diese Einrichtungen werden demnächst um das Deutsche Internet-Institut ergänzt. Eine Liste weiterer sozialwissenschaftlicher Forschungszentren und Institute zu digitalen Daten und Methoden außerhalb von Deutschland findet sich bei Ruppert, Law, Savage (2013).

schiedenen Formen zum Gegenstand der Forschung zu machen (was die Informatik einschließt) und darüber hinaus die Herstellung und Konstituierung des Digitalen zu beobachten und zu verstehen.

Fazit

Ohne Zweifel hat sich die Soziologie der Digitalisierung in der Gesellschaft angenommen. Sie untersucht das Phänomen in verschiedenen Zusammenhängen und Fragestellungen. Daraus ergibt sich jedoch noch keine eigenständige Soziologie des Digitalen. Gegen eine *Digital Sociology* als Querschnittssoziologie spricht, dass sie unfähig wäre, stets umfassend die Einsichten und Kenntnisse der Bindestrichsoziologien in ihre Analysen einzubinden. Einer Soziologie des Digitalen kommt aber als Schnittstelle zur Informatik eine zentrale Bedeutung zu, da sie die Voraussetzungen schafft, Wissen über das Digitale bereitzustellen, bei der Entwicklung digitaler Werkzeugen mitzuwirken und mit Hilfe der Informatik soziologisch relevante Erkenntnisse zu generieren. Sie berücksichtigt damit einerseits die Kenntnisse und Herangehensweisen der Informatik in ihrer Forschung, deren Aneignung sie stets zeitweise von genuin soziologischen Fragestellungen und Vorgehensweisen wegführt. Andererseits bleibt sie in der Lage, neues Wissen für die Soziologie bereitzustellen und kommunikativ an soziologische Debatten anzuschließen.

Literatur

- Amoore, L., Piotukh, V. 2015: Life beyond big data: Governing with little analytics. *Economy and Society*, 44. Jg., Heft 3, 341–366.
- Bachmann-Medick, D. 2006: Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Beer, D. 2017: The Social Power of Algorithms. *Information, Communication & Society*, 20. Jg., Heft 1, 1–13.
- Bohnsack, R. 2014: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9. Auflage. Opladen, Toronto: Budrich.
- Boyd, D., Crawford, K. 2012: Critical questions for big data: Provocations for a cultural, technological, and scholarly phenomenon. *Information, Communication & Society*, 15. Jg., Heft 5, 662–679.

- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., Nieswand, B. 2015: *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. 2. Auflage. Konstanz, München: UVK.
- Bubenhof, N., Scharloth, J. 2015: Maschinelle Textanalyse im Zeichen von Big Data und Data-driven Turn – Überblick und Desiderate. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 43. Jg., Heft 1, 1–26.
- Carrigan, M. 2013: What is digital sociology? <https://markcarrigan.net/2013/01/12/what-is-digital-sociology/>, letzter Aufruf 21. Juni 2017.
- Castells, M. 2012: *Networks of outrage and hope: Social movements in the Internet age*. New York: Wiley.
- Cheney-Lippold, J. 2017: *We are data: Algorithms and the making of our digital selves*. New York: NYU Press.
- Cloward, R., Piven, F.F. 1986: *Aufstand der Armen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- DiMaggio, P. 2015: Adapting computational text analysis to social science (and vice versa). *Big Data & Society*, 2. Jg., Heft 2, doi: 10.1177/2053951715602908.
- DiMaggio, P., Hargittai, E., Neuman, W.R., Robinson, J.P. 2001: Social implications of the Internet. *Annual Review of Sociology*, 27. Jg., Heft 1, 307–336.
- Döhnert, A., Rummel, P. 1990: Die Leipziger Montagsdemonstrationen. In W.-J. Grabner, C. Heinze, D. Pollack (Hg.), *Leipzig im Oktober*, Berlin: Wichern Verlag, 147–158.
- Evans, J.A., Aceves, P. 2016: Machine translation: Mining text for social theory. *Annual Review of Sociology*, 42. Jg., 21–50.
- Friemel, T.N. 2016: The digital divide has grown old: Determinants of a digital divide among seniors. *New Media & Society*, 18. Jg., Heft 2, 313–331.
- Funken, C. 2001: *Modellierung der Welt: Wissenssoziologische Studien zur Software-Entwicklung*. Opladen: Leske+Budrich.
- Greschke, M.H. 2009: *Daheim in www.cibervalle.com*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Ignatow, G. 2016: Theoretical foundations for digital text analysis. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 46. Jg., Heft 1, 104–120.
- Jäckel, M., Mai, M. 2005: *Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien*. Wiesbaden: VS.
- Kitchin, R. 2014: Big Data, new epistemologies and paradigm shifts. *Big Data & Society*, 1. Jg., Heft 1, doi: 10.1177/2053951714528481.
- Kleemann, F. 2005: *Die Wirklichkeit der Teleheimarbeit: Eine arbeitssoziologische Untersuchung*. Berlin: Edition Sigma.
- Lemke, M., Stulpe, A. 2015: Text und soziale Wirklichkeit. *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 43. Jg., Heft 1, 52–83.
- Lupton, D. 2015: *Digital sociology*. London: Routledge.
- Mackenzie, A. 2005: The performativity of code software and cultures of circulation. *Theory, Culture & Society*, 22. Jg., Heft 1, 71–92.
- Mackenzie, A. 2006: *Cutting code: Software and sociality*. New York: Peter Lang.
- Mackenzie, A., Vurdubakis, T. 2011: Codes and Codings in Crisis: Signification, Performativity and Excess. *Theory, Culture & Society*, 28. Jg., Heft 6, 3–23.
- Manovich, L. 2001: *The language of new media*. Cambridge, MA: MIT Press.

- Marres, N. 2013: What is digital sociology? www.csisponline.net/2013/01/21/what-is-digital-sociology/, letzter Aufruf 21. Juni 2017.
- McFarland, D. A., Lewis, K., Goldberg, A. 2015: Sociology in the era of big data: The ascent of forensic social science. *American Sociologist*, 47. Jg., Heft 1, 12–35.
- Meißner, S. 2015: Die Medialität und Technizität internetbasierter Daten. In D. Schirmer, N. Sander, A. Wenninger (Hg.), *Die qualitative Analyse internetbasierter Daten*. Wiesbaden: Springer VS, 33–49.
- Mohr, J. W., Bogdanov, P. 2013: Introduction – Topic models: What they are and why they matter. *Poetics*, 41. Jg., Heft 6, 545–569.
- Pries, L. 2001: The approach of transnational social spaces: responding to new configurations of the social and the spatial. In L. Pries (Hg.), *New transnational social spaces: International migration and transnational companies in the early twenty-first century*. London: Routledge, 3–33.
- Przyborski, A., Wohrab-Sahr, M. 2014: *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4. Auflage. München: Oldenbourg.
- Reichert, R. 2014: Facebook und das Regime der Big Data. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 39. Jg., Heft 1, 163–179.
- Rosenthal, G. 2014: *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. 4. Auflage. Weinheim, München: Juventa.
- Ruppert, E., Law, J., Savage, M. 2013: Reassembling social science methods: The challenge of digital devices. *Theory, Culture & Society*, 30. Jg., Heft 4, 22–46.
- Savage, M., Burrows, R. 2007: The coming crisis of empirical sociology. *Sociology*, 41. Jg., Heft 5, 885–899.
- Seyfert, R., Roberge, J. (Hg.) 2017: *Algorithuskulturen: Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit*. Bielefeld: transcript.
- Stegbauer, C., Jäckel, M. 2008: *Social Software*. Wiesbaden: Springer.
- Strohmaier, M., Zens, M. 2014: Analyse Sozialer Medien an der Schnittstelle zwischen Informatik und Sozialwissenschaften. In C. König, M. Stahl, E. Wiegand (Hg.), *Soziale Medien: Gegenstand und Instrument der Forschung*. Wiesbaden: Springer VS, 73–95.
- van de Donk, W., Loader, B.D., Nixon, P.G., Rucht, D. (Hg.) 2004: *Cyberprotest: New media, citizens and social movements*. London: Routledge.
- Wiedemann, G. 2013: Opening up to big data: Computer-assisted analysis of textual data in social sciences. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 14. Jg., Heft 2, Art. 13, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1302231>.
- Wiedemann, G. 2016: *Text mining for qualitative data analysis in the social sciences: A study on democratic discourse in Germany*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wynn, J.R. 2009: Digital sociology: Emergent technologies in the field and the classroom. *Sociological Forum* 24. Jg., Heft 2, 448–456.

Denn sie wissen nicht, was sie lehren

»Empirische Sozialforschung« als Etikettenschwindel

Stefan Hirschauer, Laura Völkle

Vor nunmehr 15 Jahren, im Jahr 2002, definierte der Vorstand der DGS nach zwei Treffen von Vertretern der beiden Methodensektionen Empfehlungen zur soziologischen Methodenausbildung, die »möglichst das gesamte Spektrum der Methoden der empirischen Sozialforschung abdecken soll« (Rehberg 2003: 70). Leitend war dabei die konsensuelle methodologische Einsicht, dass sich die Wahl der Methode nach dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand bzw. der Forschungsfrage richten muss. Dies impliziere die Kenntnis der verschiedenen Methoden und eine Entscheidungsoffenheit für ihre Auswahl. Die Ausbildung in empirischer Sozialforschung solle daher die gesamte Bandbreite des methodischen Instrumentariums unseres Faches umfassen. Deshalb wurde empfohlen, im (damaligen) Grundstudium gleichermaßen standardisierte wie nicht-standardisierte Methoden zu vermitteln, während im Hauptstudium (dem heutigen Masterstudien-gang) Methodenrichtungen fakultativ und spezialisiert gelehrt werden sollen.

Die von der DGS angeregte Struktur sah sechs Semesterwochenstunden für eine Einführung in die quantitative und qualitative empirische Sozialforschung vor, gefolgt von acht SWS Statistik sowie im Hauptstudium ein vierstündiges quantitatives oder qualitatives Forschungspraktikum sowie zwei Seminare (vier SWS) zur Vertiefung in quantitativen oder qualitativen Methoden. Der DGS-Vorstand wollte damals orientierend zu einer Reform der Lehrangebote beitragen. Dies schließe die weitere Entwicklung

von Studienordnungen ebenso ein wie die Ausrichtung von Stellenausschreibungen (Rehberg 2003: 72).

Über eine erste Überprüfung dieser Empfehlungen berichteten in dieser Zeitschrift Eifler, Hoffmeyer-Zlotnik, Krebs (2011) auf Basis einer Auswertung von Studiengangsstrukturen und Modulhandbüchern. Sie monierten unter anderem eine zu schwache Ausbildung in der quantitativen Datenerhebung gegenüber der Datenanalyse. Allerdings zeigten sich die KollegInnen aus der sogenannten Sektion Methoden der empirischen Sozialforschung in ihrer Erhebung gänzlich desinteressiert gegenüber dem zentralen Anliegen des DGS-Vorstandes, zu einer Symmetrisierung der Lehre quantitativer und qualitativer Methoden beizutragen.¹ Dies soll mit diesem Artikel nachgeholt werden.

Ausgewertet wurden 70 der 72 Hochschulen, die auf dem Studienportal der DGS gelistet sind.² Zum einen wurden über die Webseiten der Institute die dort angesiedelten Methodendenominationen ermittelt und nach ihrer methodischen Ausrichtung ausgewertet. Die Kodierung der Denominationen nach Methodenparadigmen beruht auf den von den Instituten gewählten Bezeichnungen der Professuren. Wenn diese unklar waren, wurden die Publikationen (Studien, Methodenlehrbücher) des Stelleninhabers für die Zuordnung herangezogen. Zum anderen wurden die vom DGS-Studienportal gelisteten Bachelor- und Master-Studiengänge der Soziologie (sowie zusätzlich der neue Master-Studiengang der TU Darmstadt, der dort noch nicht aufgeführt ist) auf Grundlage der Modulhandbücher ausgewertet.³

1 Es findet sich in ihrem Artikel nur die summarische Feststellung »In der Regel, d. h. in 20 von 23 der [...] betrachteten Studiengänge, werden beide Traditionen der empirischen Sozialforschung (qualitativ und quantitativ) berücksichtigt.« (Eifler, Hoffmeyer-Zlotnik, Krebs 2011: 457). Die tatsächliche Gewichtung der beiden Paradigmen wurde nicht erhoben, es beziehen sich aber alle weiteren Analysen und Empfehlungen allein auf den quantitativen Teil der Ausbildung.

2 Die Fernuniversität Fresenius und die Universität Regensburg wurden aufgrund fehlender Informationen auf ihren Homepages nicht mit einbezogen.

3 Für die Auswertung der Bachelor- und Master-Studiengänge wurden die Hauptfach- sowie zwei Zweifach-Studiengänge mit je 75 ETCS-Punkten Soziologie berücksichtigt. Sozialwissenschaftliche Studiengänge oder sonstige Fächer mit Soziologieanteil wurden ausgeschlossen. Die Datengrundlage umfasst 31 Bachelor und 30 Master-Studiengänge.

Methodendenominationen an Soziologiestandorten

Insgesamt gibt es in der deutschen Soziologie 70 Professuren mit Methodendenomination. Davon sind 51 (73%) als Professuren für quantitative Methoden, 15 (21%) für qualitative und 4 (6%) als »mixed« deklariert bzw. erkennbar. Die Bezeichnungen der Professuren für qualitative Sozialforschung lauten dabei auf »Methoden der qualitativen Sozialforschung« oder »Qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung« oder ähnlich,⁴ Professuren für »Mixed Methods« sind als »Methoden der empirischen Sozialforschung« oder in Kombination mit einer speziellen Soziologie bezeichnet. Bei den 51 Professuren für quantitative Methoden gibt es dagegen vier verschiedene Bezeichnungsmuster: a) nur 8 treten explizit als Professur für quantitative Methoden auf, b) 22 als »(Methoden der) Empirische(n) Sozialforschung« (auch »Methodenlehre«), c) 13 in Kombination mit der Sozialstrukturanalyse (oder einer speziellen Soziologie), d) 8 als Professur für Statistik.

Tabelle 1: Zahl der Methodenprofessuren an deutschen Soziologiestandorten

Quantitative Professuren	Qualitative Professuren	Mixed Methods-Professuren	Alle Methoden-Professuren
51 (73%)	15 (21%)	4 (6%)	70 (100%)

Tabelle 2: Methodische Ausrichtung der Denominationen für »Empirische Sozialforschung«

	Quantitativ	Qualitativ	Mixed Methods
Mit »Empirische Sozialforschung« deklarierte Methodenprofessuren (n=25)	22	1	2

⁴ Eine Ausnahme bildet die Professur »Theory and Methods of Empirical Research« in Bayreuth.

Spezifiziert man diese Situation nach Standorten, ergibt sich folgendes Bild: Von den 70 erfassten Hochschulen haben 48 mindestens eine Methodenprofessur.⁵ Von diesen 48 Standorten verfügen 43 (90%) über mindestens eine Professur für quantitative Methoden, aber nur 15 (31%) über eine Professur für qualitative Methoden. An 4 Standorten findet sich eine »Mixed Methods« Denomination, (darunter eine Juniorprofessur, eine an einer Fachhochschule). Mit anderen Worten: Wenn Standorte über eine eigene Methodenprofessur verfügen, so haben sie alle bis auf fünf eine Professur für quantitative Methoden, aber nur jeder dritte eine für qualitative Methoden.

Tabelle 3: Standorte mit Methodenprofessuren

Institutsform	Quantitative Methodenprofessur(en) vorhanden	Qualitative Methodenprofessur vorhanden	Mixed Methods-Professur vorhanden	Keine Methodenprofessur vorhanden
Eigenständige Soziologieinstitute (n=36)	29	11	2	4
Soziologie als Teilbereich der Sozialwissenschaft (n=34)	14	4	2	18
Alle Institute (n=70)	43	15	4	22

Ausrichtung der Methodenlehre

Schaut man etwas genauer hin und versucht, die tatsächliche Ausrichtung der Methodenausbildung in der deutschen Soziologie zu untersuchen, stößt man analog zur Bezeichnungspraxis der Professuren auch in den Modulhandbüchern darauf, dass häufig gar nicht nach Methodenparadigmen differenziert wird. Oft ist generalisierend von *der* empirischen Sozialforschung

⁵ An 6 Standorten sind 2 quantitative Professuren angesiedelt, an einem (Mannheim) sind es sogar 3.

die Rede, und wenn von quantitativen und qualitativen Methoden gesprochen wird, lassen die Modulbeschreibungen auf eine quantitative Forschungslogik schließen – eine Auswertungsschwierigkeit, die auch für sich schon ein Datum darstellt. Bei den Master-Studiengängen kommt ein hoher Anteil an Modulbestandteilen hinzu, die entweder mit quantitativer oder mit qualitativer Ausrichtung studiert werden können, was die Einschätzung der Repräsentation der beiden Paradigmen zusätzlich erschwert. Um diesem Ausgangsbefund gerecht zu werden, sind wir zweistufig vorgegangen:

Für einen einfachen Überblick über die Gewichtung quantitativer und qualitativer Anteile in der Methodenausbildung haben wir die Veranstaltungen aller Studiengänge auf Grundlage der Modulhandbücher den beiden Paradigmen zugeordnet und die dafür angegebenen Semesterwochenstunden ausgewertet. Bei solchen Modulbestandteilen, die entweder unspezifisch als Veranstaltung für »Methoden der empirischen Sozialforschung« oder als gemeinsame Veranstaltung für qualitative und quantitative Methoden deklariert sind, wurden die Semesterwochenstunden je zur Hälfte den beiden Paradigmen zugerechnet.⁶

In einem zweiten Schritt wurden für die Bachelorstudiengänge zudem die Einführungsmodule, bei denen die oben beschriebene Unschärfe bezüglich der paradigmatischen Ausrichtung besonders häufig auftrat, noch einmal gesondert ausgewertet.⁷ Hier ließen sich die in den Modulbeschreibungen (oder falls diese fehlten: in den Vorlesungsverzeichnissen) genannten Veranstaltungsinhalte und Lernziele leicht dem einen oder anderen Paradigma zuordnen und so eine Schätzung ihrer Gewichtung in der jeweiligen Veranstaltung vornehmen. Für die Masterstudiengänge haben wir uns die Wahlpflichtbereiche genauer angesehen: Hier haben wir das tatsächliche Angebot an qualitativen und quantitativ ausgerichteten Lehrveranstaltungen über das Vorlesungsverzeichnis der beiden letzten Semester erhoben. Bei unklaren oder fehlenden Veranstaltungsbeschreibungen, wurde auf den methodischen Schwerpunkt der im Vorlesungsverzeichnis gelisteten Lehrperson zurückgegriffen.

6 Obwohl Erfahrungen an vielen Standorten zeigen, dass »more often than not« diese Veranstaltungen ausschließlich oder weit überwiegend quantitativ orientiert sind.

7 Das Einführungs-Modul ist hinsichtlich der Frage nach der Repräsentation quantitativer und qualitativer Methoden in der Soziologieausbildung auch deshalb ein guter Indikator, weil die zeitaufwändige Statistikausbildung in gesonderten Modulen stattfindet.

Bachelor

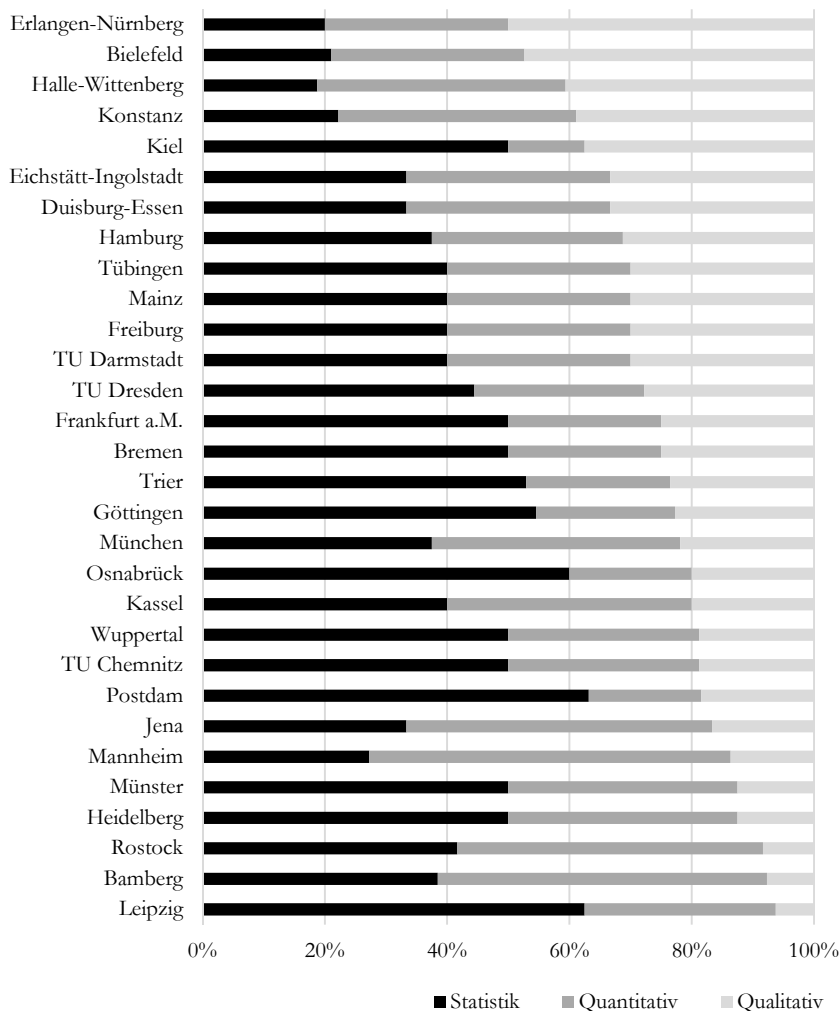
Schon die einfache Auszählung der den Modulhandbüchern entnommenen Studiengangsstrukturen zeigt, dass sich das in der Verteilung der Professuren abzeichnende Missverhältnis der Repräsentation der zwei Paradigmen auch in der Methodenausbildung niederschlägt. Die ermittelten Anteile in der Methodenlehre über alle BA-Studiengänge hinweg liegen bei 42% Statistik, 29% quantitative und 21% qualitative Methoden. 9% der Semesterwochenstunden entfallen auf einen Wahlpflichtbereich, in dem die Studierenden zwischen qualitativen und quantitativen Veranstaltungen wählen.

Tabelle 4: Ausrichtung der Methodenlehre über alle BA-Studiengänge (gerundet)

	Qualitative Methoden	Quantitative Methoden	Statistik	Fakultativ
BA-Methodenlehre	21%	29%	42%	9%

An den einzelnen Standorten stellt sich die Verteilung wie in Abbildung 1 dar. Zugunsten der Übersichtlichkeit der Darstellung wurden die Semesterwochenstunden der Wahlpflichtbereiche je zur Hälfte den qualitativen und quantitativen Methoden zugerechnet.

Abbildung 1: Ausrichtung der Methodenlehre an Bachelor-Standorten



In allen Bachelorstudiengängen gibt es ein Einführungsmodul, in dem die Grundlagen der empirischen Sozialforschung vermittelt werden sollen. In 14 der Studiengänge erfolgt die quantitative und qualitative Methodenausbildung in diesem Modul in getrennten Veranstaltungen. Hier entfallen über alle Studienstandorte hinweg 54% der SWS auf quantitative Methoden und 46% auf qualitative – also ein fast ausgeglichenes Verhältnis. In

der Mehrheit der Studiengänge (17 von 31) erfolgt die Grundausbildung hingegen in gemeinsamen Veranstaltungen, die sich meist »Einführung in die Methoden der empirischen Sozialforschung« oder ähnlich nennen. Auf der Basis unserer Auswertung der Veranstaltungshinweise und Lernziele der Veranstaltungsbeschreibungen der Modulhandbücher ist hier von einem Anteil von 83% quantitativer und 17% qualitativer Methodenlehre auszugehen.

Tabelle 5: Gewichtung der Paradigmen in den BA-Einführungsmodulen nach Lehrform

Modul Einführung in die empirische Sozialforschung	Qualitative Methoden	Quantitative Methoden
Gesonderte Veranstaltungen für qualitative und quantitative Methoden	46%	54%
Gemeinsame Veranstaltungen	17%	83%

Betrachtet man die einzelnen Studiengänge für sich, wird das Bild noch etwas plastischer: Bei sechs der 14 auswertbaren allgemeinen Methodeneinführungsveranstaltungen wird ausschließlich das quantitative Paradigma gelehrt, bei fünf weiteren ein Anteil qualitativer Methoden von maximal 25%. Nur in drei Studiengängen mit »gemeinsamen« Veranstaltungen im Einführungsmodul werden die beiden Paradigmen ausgeglichen gelehrt. Wie auch bei den Bezeichnungen der Methodenprofessuren verbergen sich hinter der generalisierenden Rede von *den* Methoden der empirischen Sozialforschung, also auch in den Grundlagenmodulen weit überwiegend standardisierte Verfahren. Die Lehre in solchen generalisierenden Methodenveranstaltungen suggeriert eine Einheit der beiden Paradigmen, die sich in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle jedoch nicht in einer symmetrischen Repräsentation der Verfahren niederschlägt, sondern als eine unmarkierte Dominanz des standardisierenden Ansatzes entpuppt. Für die Studierenden bleibt so die methodische Ausrichtung ihres Studienstandortes intransparent.

Master

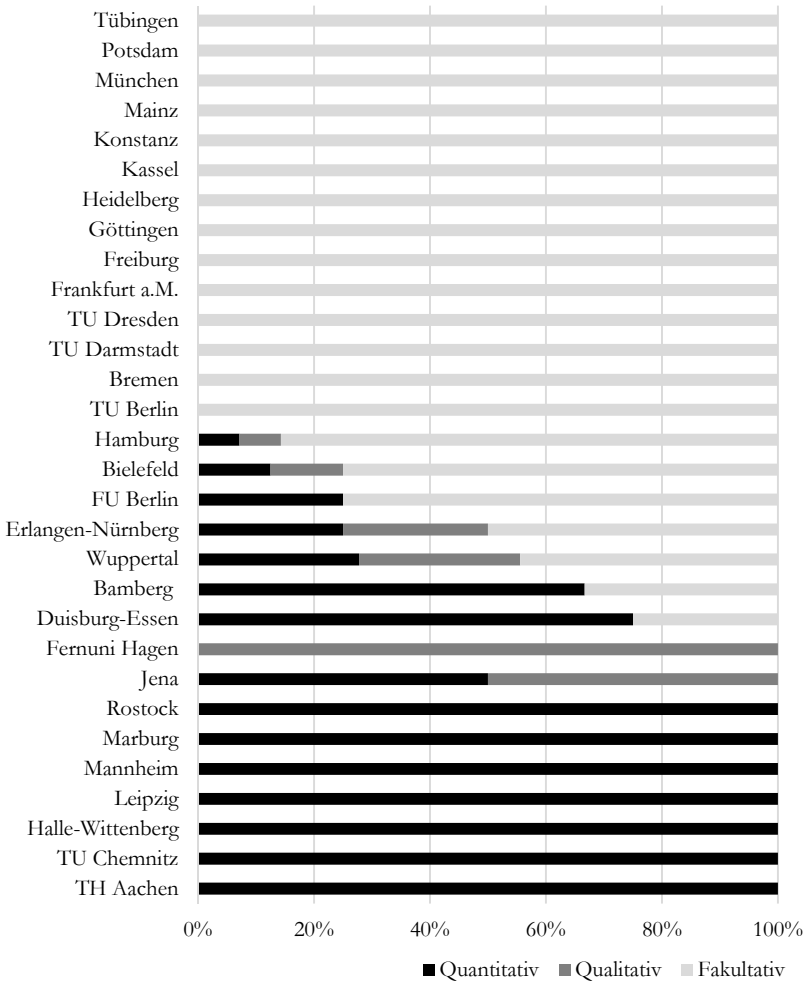
Im Pflichtbereich der Masterstudiengänge zeigt sich ebenfalls eine Überrepräsentation quantitativer Verfahren, sie wird aber durch einen hohen Anteil an fakultativ belegbaren Methodenveranstaltungen abgedeckt.

Tabelle 6: Ausrichtung der Methodenlehre über alle MA-Studiengänge

	Qualitative Methoden	Quantitative Methoden	Fakultativ
MA-Methodenlehre	7%	33%	60%

Betrachtet man die Verteilung für die einzelnen Standorte, so wird deutlich, dass die Masterstudiengänge auf eine methodenparadigmatische Spezialisierung ausgelegt sind. Auch hier deutet sich eine Überrepräsentation des quantitativen Paradigmas an: Es gibt sieben Studienstandorte, an denen der Master ausschließlich quantitativ ausgerichtet ist und nur einen, an dem ausschließlich qualitative Methoden gelehrt werden. Das Gros der Masterstudiengänge ermöglicht den Studierenden jedoch die Wahl zwischen quantitativen oder qualitativen Methoden – in 14 der 30 Masterstudiengänge erfolgt die Methodenausbildung sogar ausschließlich in Wahlpflichtbereichen.

Abbildung 2: Ausrichtung der Methodenlehre an Master Standorten



Um einen Einblick in die tatsächliche Lehr- und Studierpraxis dieser fakultativen Modulbestandteile zu gewinnen, haben wir über die Vorlesungsverzeichnisse die methodenparadigmatische Ausrichtung der tatsächlichen Lehrveranstaltungen der letzten beiden Semester erhoben. Hier zeigt sich ein überraschender Befund: Anders als im Bachelor und in den anderen Modulbestandteilen des Masters ist eine fast ausgeglichene Gewichtung

festzustellen: 54% der SWS fallen auf quantitativ ausgerichtete Methodenveranstaltungen, 42% auf qualitative, der Rest von 4% auf Veranstaltungen mit »Mixed Methods«-Ansätzen. Bei fakultativen Lehrforschungsprojekten und Forschungsseminaren fällt die Gewichtung sogar zu Gunsten der qualitativen Ansätze aus: Hier entfallen 52% der SWS auf die Ausbildung in qualitativen Methoden, 39% auf die in quantitativen und 9% auf »Mixed Methods«-Veranstaltungen.

Tabelle 7: Ausrichtung des Veranstaltungsangebots in fakultativen Mastermodulen

Fakultative Methodenveranstaltungen im MA	Qualitative Methoden	Quantitative Methoden	Mixed Methods
Alle Veranstaltungsarten	42%	54%	4%
Lehrforschung	52%	39%	9%

Wie ist dieser Befund zu deuten? Wir meinen, er ist auf die Notwendigkeit einer Kompensation der im Bachelor vielerorts versäumten Grundausbildung in den qualitativen Methoden der Sozialforschung zurückzuführen: Wenn Studierende sich im Master für eine qualitative Schwerpunktsetzung entscheiden, dann kann eben nicht auf gemeinsame Grundlagen aufgebaut werden, da sie vielerorts noch gar nicht mit der Forschungslogik qualitativer Methoden in Berührung gekommen sind. Eine ähnliche Defizitkompensation lässt sich analog auch auf der nächsten Qualifikationsstufe, der Promotion, beobachten, wenn der alljährliche Ansturm auf *Summer* oder *Spring Schools* zu qualitativen Verfahren für eine nachholende Grundausbildung in der qualitativen Sozialforschung sorgen muss.

Fazit

Auch 15 Jahre nach den Empfehlungen des damaligen DGS-Vorstandes ist die Methodenausbildung in der deutschen Soziologie von einer Symmetrie, die den tatsächlichen Reichtum an Verfahren der empirischen Sozialforschung abbildet, weit entfernt. Neben die alte, unmittelbar erkennbare Ungleichheit im Lehrangebot ist eine *Pseudosymmetrie* getreten – in der Denomination von Professuren, der Bezeichnung von Einführungsvorlesungen,

der Beschreibungen in Modulhandbüchern. Es ist ein ähnlicher Etikettenschwindel zu beobachten, wie es ihn schon lange in Lehrbüchern und Handbüchern der sogenannten »empirischen Sozialforschung« gibt – und dies bis in jüngste Zeit (Baur, Blasius 2014; Hirschauer 2017).

Wie konsequenzenreich ein solcher Etikettenschwindel ist, zeigt sich vor allem in der Grundausbildung der Bachelorstudiengänge: Dort, wo Einführungsveranstaltungen unter dem Label der »empirischen Sozialforschung« stattfinden, ist die qualitative Sozialforschung regelmäßig deutlich unterrepräsentiert. Da die folgenden Masterstudiengänge richtigerweise meist eine Methodenspezialisierung erlauben, ist davon auszugehen, dass ein beträchtlicher Teil der Soziologiestudierenden wie auch schon vor 15 Jahren überhaupt nicht mit qualitativen Methoden in Kontakt kommt. Dies impliziert auch, dass jene Studierenden und Promovierenden, die später selbst einmal zu Lehrenden werden – auch und gerade zu Lehrenden der »Methoden empirischer Sozialforschung« – nicht wissen, worüber sie eigentlich dozieren.

Institute für Soziologie täuschen sich und ihre Studierenden also, wenn sie glauben, mit genau einer so genannten »Methodenprofessur« das Ausbildungsproblem in empirischer Sozialforschung gelöst zu haben. Das verfügbare Personal kann genau das, was es über seine jahrelange Sozialisation in seinem Methodenparadigma gelernt hat. Sachangemessener ist es, in Zukunft entweder zwei Professuren einzurichten, die – auch über mehrere sozialwissenschaftliche Fächer hinweg – die Methodenausbildung paritätisch gestalten; oder (für kleinere Standorte) spezielle Soziologien mit Methodendenominationen zu koppeln, statt eine zentrale Methodenprofessur einzurichten, die nicht hält, was sie verspricht.

Literatur

- Baur, N., Blasius, J. (Hrsg.) 2014: Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Eifler, S., Hoffmeyer-Zlotnik, J.H.P., Krebs, D. 2011: Die Methodenausbildung in sozialwissenschaftlichen BA-Studiengängen. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 4, 443–465.
- Hirschauer, S. 2017: Endlich vereint? Über Quantizentrismus und Assimilation in die Leitkultur der »Befragung«. *Soziologische Revue*, 40. Jg., Heft 3, 319–330.
- Rehberg, K.-S. 2003: DGS-Empfehlung zur Methodenausbildung. *Soziologie*, 32. Jg., Heft 4, 69–76.

Examensnoten

Langfristiger Verlauf und Vergleich unter Berücksichtigung des Faches Soziologie

Volker Müller-Benedict

Seit den 1970er Jahren werden die Examensnoten an deutschen Hochschulen in vielen Fächern immer besser. Dabei verläuft die Notenentwicklung in langfristigen Zyklen. Es gibt beträchtliche Unterschiede im Notenniveau desselben Faches an verschiedenen Universitäten, für die gängige Erklärungsmuster wie die veränderte soziale Zusammensetzung der Studierenden, zum Beispiel in Bezug auf den Frauen-, Ausländer- oder Altersanteil zu kurz greifen. Zu diesen Ergebnissen kommt das von Gerd Grözinger und mir beantragte und durchgeführte DFG-Projekt, das die Notenentwicklung und mögliche Einflüsse darauf untersucht hat.¹ Der Wissenschaftsrat hatte diese Trends schon in drei Untersuchungen (2003; 2007; 2012) punktuell festgestellt. Auch in den USA läuft unter dem Stichwort *grade inflation* seit den 1990er Jahren eine kontroverse Diskussion, die unter anderem dazu führte, dass an einigen Universitäten wie zum Beispiel Harvard der Anteil der Bestnoten beschränkt wurde. Im Folgenden stelle ich die deutschen Ergebnisse zusammengefasst dar, wobei ich einen differenzierten Blick auf die Soziologie werfe.

Unterschiedliche Examensnoten sind natürlich kein Problem, wenn sie auf den Leistungen der Kandidaten beruhen. Deshalb liegt der Fokus da-

¹ »Die Notengebung an Hochschulen in Deutschland von den 1960er Jahren bis heute. Trends, Unterschiede, Ursachen« (2012–2015). Für genauere Ausführungen vgl. Müller-Benedict, Grözinger (2017). Dieser Beitrag bezieht sich vor allem auf Gaens, Müller-Benedict (2017).

rauf, Unterschiede im durchschnittlichen Notenniveau zu untersuchen, die sich aus anderen Gründen ergeben. Erstere werden hier »leistungskonform« genannt, die nicht auf Leistung beruhenden Unterschiede »leistungsunabhängig«. Das Notenspektrum hängt entscheidend von den Prüfungsbedingungen und den angewendeten Testverfahren ab. Für diese Abhängigkeit gibt es Normen, die als Basis-Kriterium für die Beurteilung »abweichender« Notenentwicklung gelten können und die ich deshalb als Erstes kurz darstelle.

1. Wie sollten Examensnoten verteilt sein?

Mit Prüfungen und Tests befasst sich seit langem die Testpsychologie. Mit ihren Methoden kann man zum Beispiel nachprüfen, ob ein Test die geforderten Gütekriterien, insbesondere Reliabilität und Validität, erfüllt. Auch die Konstanz der Prüfungsbedingungen, allen voran die Konstanz der Prüfungspraxis der Prüfer und die der Vorbereitung der zu Prüfenden, ist notwendig für eine Vergleichbarkeit. Da es für HochschullehrerInnen keine spezielle Prüferausbildung gibt, besteht im Hinblick auf diese testtheoretischen Bedingungen im deutschen Hochschulalltag keine Stabilität, sondern eine große Varianz. Für die folgenden Ergebnisse, die auf Durchschnittsbildungen über sehr viele Prüfungen beruhen, wird wie in der sozialstatistischen Methodik üblich angenommen, dass sich dabei die voneinander unabhängigen individuellen Eigenschaften der Beteiligten und die lokalen Bedingungen ausgleichen. Unter dieser Annahme müssen Unterschiede zwischen den Aggregaten als überindividuelle, im weitesten Sinne soziale Einflüsse begriffen werden.

Notenniveaus sind im Folgenden Durchschnittswerte von Noten, die über verschiedene Aggregationsniveaus gebildet werden, zum Beispiel für Fächer über alle Hochschulen, für Hochschultypen, für Institute, für Prüfungsformen etc. Nur schwerlich würde man auf die Idee kommen, eine Universitätsgesamtnote zu bilden und damit Universitäten zu vergleichen, weil Universitäten zum Beispiel nicht unbedingt dieselben Fakultäten haben. Dasselbe gilt auch für Fakultäten: Sie sind nicht immer aus denselben Fächern zusammengesetzt. Diese Argumentation lässt sich fortsetzen für immer kleinere Einheiten bis hin zu der Frage, ob sich die Durchschnittsnote im Seminar gleichen Inhalts aus dem vorigen Semester mit der Note

des aktuellen Semesters vergleichen lässt. Für absolute Vergleichbarkeit müssten die Bedingungen für jede Prüfung dieselben sein. Da dies nicht der Fall ist, kann das Aggregationsniveau nicht durch die Frage bestimmt werden, was absolut vergleichbar ist. Vielmehr sind die Art und das Niveau der Aggregation seitens der Fragestellung normativ bestimmt: Wenn man fragt »Unterscheiden sich die Fächer in der Durchschnittsnote?« unterstellt man einen Vergleichsmaßstab für die Fächer. Mit der obigen Annahme des Ausgleichs über Durchschnittsbildung bezüglich anderer Merkmale lassen sich Unterschiede im Notenniveau dann mit Eigenschaften der Fächer – bzw. des jeweils in Frage stehenden Aggregats – in Verbindung bringen.

Ein Problem der Analyse leistungsunabhängiger Unterschiede ist die Abgrenzung zu Unterschieden, die tatsächlich auf Leistung beruhen. Von jeder Änderung oder jedem Unterschied in der Durchschnittsnote lässt sich behaupten, dass er durch die veränderten Leistungen der Examinierten zustande gekommen sei. Das lässt sich oft nur indirekt widerlegen, indem man zum Beispiel Sprünge im Niveau nach der Änderung einer Prüfungsordnung beobachtet oder längerfristige Notenzyklen feststellt. Solche Entwicklungen der Noten sind nicht mit dem vereinbar, was Examensnoten darstellen sollen.

Weil Noten eine Bewertung zum Ausdruck bringen, muss es einen Maßstab geben. Theoretisch wird zwischen drei Bezugsnormen für Noten unterschieden: der individuellen (Bewertung der individuellen Verbesserung), der sozialen (Bewertung im Vergleich zur Bezugsgruppe, zum Beispiel Klasse, Seminar) und der absoluten (Bewertung anhand eines geprüften Wissens- oder Kompetenzkanons). An den Hochschulen sollte für die Abschlussnoten die absolute Bezugsnorm im Vordergrund stehen, weil diese Noten den relativen Wissensstand des Absolventen in Bezug auf den aktuellen akademischen Wissensbestand signalisieren sollen. Da das akademische Wissen sich allerdings ständig weiterentwickelt, kann die absolute Bezugsnorm für den intertemporalen Vergleich nicht gelten – eine Einser-Leistung in Chemie 1930 würde heute vermutlich nicht einmal ein »ausreichend« erreichen. Die Notenskala gilt also je Zeitpunkt relativ zum aktuellen Wissen.

Eine Prüfung sollte sowohl schwierige als auch einfache und mittlere Aufgaben in einer gleichmäßigen Häufigkeit aufweisen, sonst gilt sie als »zu leicht« oder »zu schwer« in Bezug auf die jeweilige Bezugsnorm. In Schulen zum Beispiel gibt es Materialien für Tests, die die Fehlerpunkte für die Grenzen zwischen den Noten so festsetzen, dass es nicht zu viele »sehr gut« und »ausreichend« gibt, und die Mehrheit ein »gut« oder »befriedi-

gend« erhält. Andere Verteilungen gelten als didaktisch problematisch bzw. falsch konstruiert. Heute wird eine gleichmäßige Verteilung der zu testenden Leistungen in Bezug auf die absolute Bezugsnorm durch die genaue Definition aufsteigend höherer Kompetenzniveaus erreicht, wie sie zum Beispiel in den PISA-Unterlagen beschrieben werden. Aus diesen theoretischen Überlegungen heraus ist für Abschlussexamen an Hochschulen eine Streuung der Noten über die ganze Skala und eine etwa gleichbleibende Streubreite der Noten über die Zeit wünschenswert. Dies ist jedoch faktisch nicht der Fall, wie zu zeigen sein wird.

Neben der Funktion, die Leistung des Kandidaten zu repräsentieren, haben Noten bisweilen auch die Funktion, das Niveau des Abschlusses zu signalisieren. Jedem ist klar, dass eine 1 im Hauptschuleexamen eine andere Leistung darstellt als eine 1 im Abitur; für die Schularten ist das bekannt. Die Promotion verdeutlicht dies schon seit jeher durch eigene Bezeichnungen von »summa cum laude« bis »rite«. Was aber ist mit Staatsexamen (zum Beispiel für Lehramt) und Diplom im selben Fach? Hier gibt es ein ungeschriebenes Einverständnis,² dass zum Beispiel die Mathematik-Diplomnoten besser ausfallen sollten als die Staatsexamensnoten. Und was ist mit Bachelor- und Masternoten? Es gibt Länder, in denen diesbezüglich festgelegt wird, dass im Master andere Bereiche der Notenskala gelten als für den Bachelor, zum Beispiel bedeutet in Mexiko mit einer Skala von 1 bis 100 eine Note unter 60 im Master »durchgefallen«, in der *Licenciatura* (dem Bachelor) dagegen nicht. An unseren Universitäten hört man oft, dass die Masternoten besser sein müssten als die Bachelornoten – das wird sich auch in der folgenden Analyse zeigen. In Fällen wie diesen wird die absolute Bezugsnorm vermischt mit einer nur vermuteten, in keiner Weise fixierten Abschlusshierarchienorm, was testtheoretisch völlig haltlos ist. Dadurch wird zum Beispiel unter der Hand festgelegt, dass die Verteilung der BA-Noten rechtssteiler zu sein habe als die der MA-Noten.

2. Der langfristige Verlauf der Examensnoten

Da die Noten vor 1997 aus einzelnen Universitätsarchiven erhoben werden mussten (Gaens 2013), wurden forschungspragmatisch sieben Hochschulen und zwölf Studiengänge ausgewählt, für die die Zeitreihen nach 1997

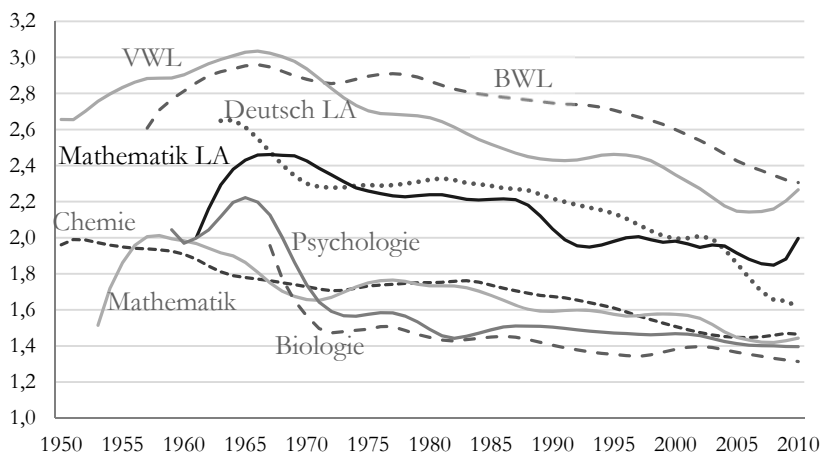
² Siehe dazu auch die Ergebnisse weiter unten.

mit der Prüfungsdatenstatistik des Statistischen Bundesamts, ausgewertet im Forschungsdatenzentrum Kiel, fortgesetzt wurden.

2.1 Fächer mit *grade inflation*

Die Daten zeigen in acht der zwölf berücksichtigten Studiengänge eine nennenswerte Verbesserung der Notendurchschnitte im Zeitverlauf. Abbildung 1 präsentiert die Noten³ für diese acht Fächer.

Abbildung 1: Verlauf der Abschlussnoten in Studiengängen mit langfristiger Notenverbesserung



Die Notenverbesserung setzt jeweils zu Beginn/Mitte der 1960er Jahre ein, was den Ergebnissen von Hitpass und Trosien (1987) entspricht. Die Verbesserungsprozesse vollziehen sich allerdings in unterschiedlichem Ausmaß, in Chemie zum Beispiel Verbesserung um ca. eine halbe Note seit 1960, in Deutsch Lehramt um mehr als eine ganze Note seit 1963.⁴ Die durchschnittliche Abschlussnote in BWL ist 2010 trotz langfristiger Verbesserung immer noch signifikant schlechter als das Notenniveau in Chemie 1960 und in Biologie 1967. In Biologie und Psychologie kann man die Notenlage spätestens seit Beginn der 1970er Jahre als derart gut einstufen,

³ Diese und alle folgenden Abbildungen sind mit LOWESS (Bandbreite 0.2–0.4) geglättet.

⁴ Alle hier und im Folgenden benannten Differenzen sind statistisch signifikant.

dass die Leistungsdifferenzierung dort zwangsläufig durch eine Häufung der Noten im Bestbereich gefährdet ist. In Psychologie wurden 54,6% der 11.467 zwischen 1971 und 1997 bestandenen Prüfungen mit »sehr gut«, 95,5% mit »sehr gut« oder »gut« bewertet. In Biologie liegen diese Anteile im gleichen Zeitraum bei 62,8% bzw. 96,5% ($n=11.611$). Abbildung 2 verdeutlicht, dass die Streuung der Noten mit der Zeit dort ebenfalls sinkt. Auch in allen anderen Studiengängen mit sinkenden Notendurchschnitten nimmt die Streuung parallel ab, wie Abbildung 3 am Beispiel BWL zeigt. Die Verbesserungen gehen also unabhängig von der Begrenzung des Notenspektrums mit einer Verringerung der Streuung der Noten einher, die auf Englisch mit *grade compression* bezeichnet wird.

Abbildung 2: Biologie – Abschlussnoten vs. Standardabweichungen*3

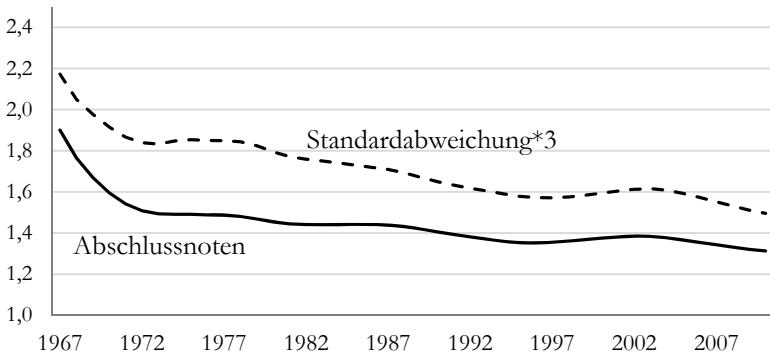
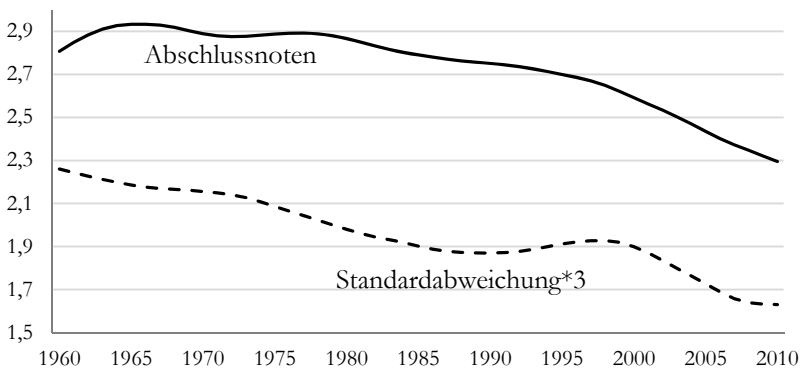


Abbildung 3: BWL – Abschlussnoten vs. Standardabweichungen*3



Gemeinsam ist allen Studiengängen, dass die Verbesserung nicht linear verläuft. Die Abwärtsbewegung wird von zyklischen Schwankungen begleitet, deren Aufwärtsbewegungen Plateauphasen erzeugen. Diese sorgen für zeitweilig stabile Notenniveaus. Die eigentliche Verbesserung im Zeitverlauf vollzieht sich damit in bestimmten Phasen von unterschiedlicher Länge.

2.2 Fächer ohne Notenverbesserung

Im Diplomstudiengang Maschinenbau, in den Magisterstudiengängen Soziologie und Germanistik sowie im ersten Staatsexamen der Rechtswissenschaften kann keine langfristige Verbesserung des Notenniveaus festgestellt werden (Abbildung 4). Während die Noten der ersten drei Studiengänge zyklisch verlaufen, bewegen sie sich in Jura über den gesamten Zeitverlauf im Rahmen einer maximalen Spannweite, so dass das Notenniveau als über den Zeitverlauf konstant eingestuft werden kann. Was könnte besonders sein an Jura? Faktische Voraussetzung für einen Eintritt in den Staatsdienst als Richter oder Staatsanwalt ist seit jeher eine über dem Durchschnitt von »voll befriedigend« (= 2,5) liegende gute Note, die nur ca. 15% aller Examenskandidaten erreichen. Die Noten werden jedes Jahr von den Justizministern der deutschen Länder veröffentlicht. Dadurch wird die Zahl potentieller Richter indirekt gesteuert. In Germanistik (-0,28) und Soziologie (+0,10) ist die Differenz zwischen Beginn und Ende der Zeitreihen nicht signifikant.⁵ Die Streuung der Noten nimmt in den vier Studiengängen ohne Verbesserung im Zeitverlauf nicht ab (Abbildung 5). Dies belegt, dass eine sinkende Streuung tatsächlich in Verbindung mit der Verbesserung im Zeitverlauf zu sehen ist und keine generelle Tendenz der Notengebung darstellt.

⁵ Im Studiengang Maschinenbau liegen nur Noten von zwei Hochschulen vor. In Soziologie und Germanistik sind zu Beginn der Zeitreihen zwei bzw. sechs Datenpunkte mit geringen Fallzahlen ($n \leq 13$) entfernt worden.

Abbildung 4: Verlauf der Abschlussnoten in Studiengängen ohne langfristige Notenverbesserung

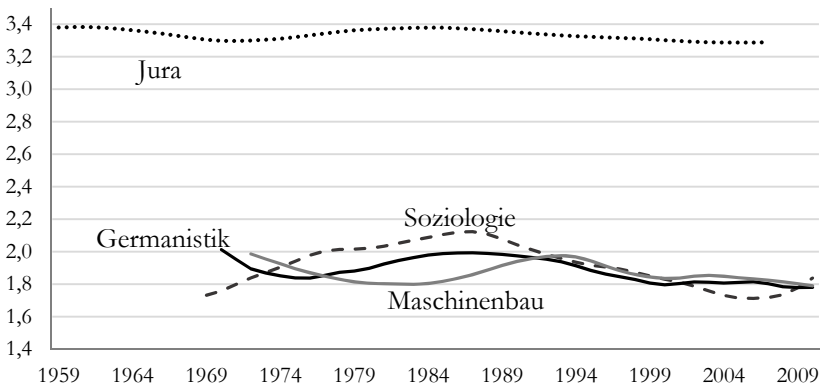
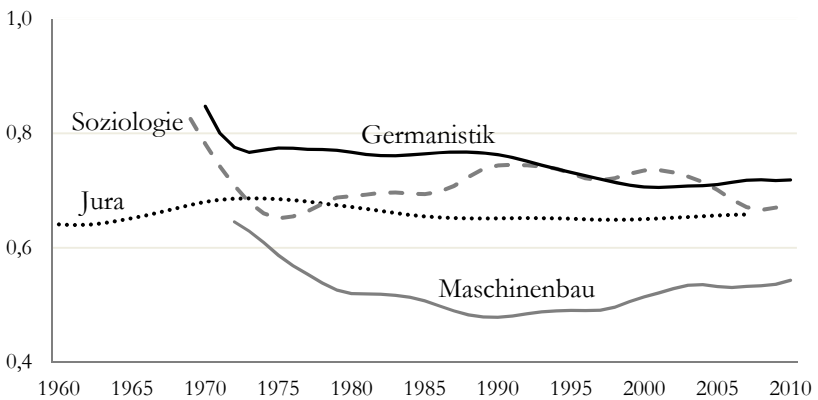


Abbildung 5: Standardabweichungen in den vier Studiengängen ohne Verbesserung



Damit gestaltet sich das Phänomen der *grade inflation* für die Studiengänge in verschiedener Form. Gemeinsam sind allen Fächern zyklische Notenschwankungen.

3. Langfristige Unterschiede zwischen Hochschulen in demselben Fach

Da die Noten auf Studiengangebene als Mittel aller Prüflinge berechnet wurden, ist der jeweilige Verlauf von den Noten an den Hochschulen mit den größeren Anteilen am gesamten Prüfungsvolumen abhängig. Betrachtet man die Noten desselben Studiengangs an verschiedenen Hochschulen, wird deutlich, dass die langfristige Notenentwicklung nicht nur studien-gang-, sondern auch hochschulspezifisch verläuft. In Bezug auf das Fach Soziologie gibt es in der Datenbank des Statistischen Bundesamts die Abschlüsse »Diplom« und »Magister« und die Fachbezeichnungen »Soziologie« und »Sozialwissenschaften«. Bis zur Einführung von Bachelor und Master waren die häufigsten Studiengangs-Abschluss-Kombinationen »Diplom Sozialwissenschaften« und »Magister Soziologie«. Der Studiengang »Diplom Sozialwissenschaften« ist im Allgemeinen stärker mit Nebenfächern wie Jura und VWL verknüpft und auf betriebliche Praxis ausgerichtet, während der »Magister Soziologie« eher die akademische Soziologie widerspiegelt. An der Mehrzahl der Hochschulen war im Zeitraum 1997 bis 2010 der »Magister Soziologie« der weit häufigere oder der einzige Abschluss,⁶ in anderen das Diplom in Sozialwissenschaften.⁷ Nur im Studiengang Soziologie gibt es eine Reihe von Universitäten, an denen Diplom und Magister vergleichbar häufig studiert wurde.⁸

Abbildung 6 zeigt die Notenentwicklung der Studiengänge »Magister Soziologie« in Göttingen, Tübingen, Heidelberg und Münster, sowie »Diplom Soziologie« an der FU Berlin.⁹ Hier sind nun drei Arten von Unterschieden in den Noten zu beobachten (3.1 –3.3):

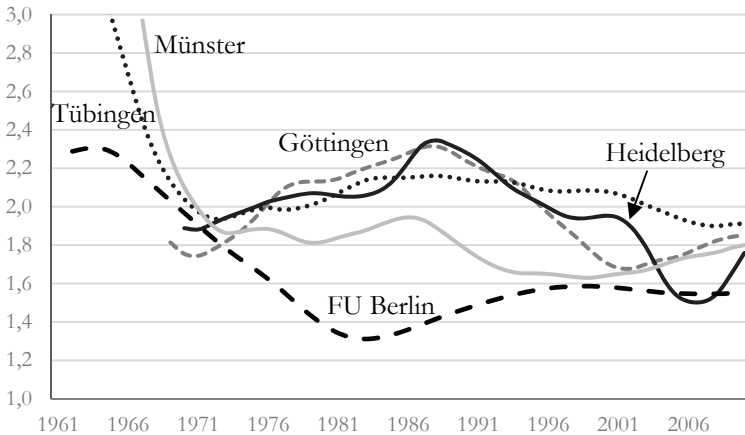
6 Universitäten Augsburg, Bamberg, Bielefeld, Bonn, Chemnitz, Frankfurt am Main, Freiburg, Jena, Konstanz, München, Münster sowie Technische Hochschule Aachen Freie Universität Berlin, Technische Universität Dresden, Universität Gesamthochschule Duisburg (und andere mit nur wenigen Prüfungen pro Semester).

7 Universitäten Bochum, Düsseldorf, Erlangen-Nürnberg, Göttingen, Hannover, Mannheim, Oldenburg, Osnabrück, Wuppertal sowie Humboldt Universität zu Berlin, Universität zu Köln (und andere mit nur wenigen Prüfungen pro Semester).

8 Universitäten Bremen, Frankfurt am Main, Hamburg, Heidelberg, Leipzig, Mainz, Marburg, Potsdam, Trier sowie Technische Universität Berlin.

9 Die Anzahl Prüfungen pro Semester bewegen sich im niedrigen Zehnerbereich für die Magister und um die Hundert für das Diplom an der FU Berlin. Maxima: Göttingen 30 (2009), FU Berlin 172 (1978), Tübingen 25 (1994), Heidelberg 43 (2007), Münster 65 (2003). Die Noten vor 1997 wurden für diese Studiengänge aus den jeweiligen Universitätsarchiven erhoben.

Abbildung 6: Notenentwicklung in »Magister Soziologie« bzw. »Diplom Soziologie«



3.1 Die über mittlere oder auch längere Fristen gemittelten Unterschiede im Durchschnittsniveau zwischen Universitäten

Über die Jahre 1969 bis 2010 gemittelt wird zum Beispiel an der FU Berlin durchschnittlich eine um 0,54 bessere Note erreicht als in Tübingen, eine um ca. 0,23 bessere als in Münster und eine um ca. 0,44 bessere als in den anderen drei Universitäten, die einen eher einheitlichen Verlauf aufwiesen.¹⁰ Dass die Unterschiede im Notenniveau zwischen Hochschulen im gleichen Studiengang sogar bis zu einer ganzen Note reichen können, gilt auch für alle anderen Fächer. Das ist eklatant, denn damit könnte eine Studentin oder ein Student schon durch die Wahl der »richtigen« Universität ihre erwartete Abschlussnote entsprechend steigern. Dass es ein für die jeweilige Hochschule spezifisches Notenniveau gibt, zeigt sich schlüssig darin, dass in den Universitäten, in denen Soziologie sowohl mit Abschluss Diplom als auch mit Abschluss Magister studiert werden konnte (FN 8), der Notendurchschnitt in beiden Examensarten innerhalb derselben Universität immer gleich hoch ist,¹¹ während er zwischen den Universitäten unterschiedlich ist (siehe auch nächsten Punkt).

¹⁰ paired t-tests, n=41

¹¹ Für den Zeitraum 1996 bis 2007; Ausnahme Universität Trier, dort ist das Diplomniveau ca. 0,4 schlechter.

3.2. Die Unterschiede im Durchschnittsniveau zwischen den verschiedenen Abschlussarten

Abbildung 6 deutet zusätzlich an, dass es im langfristigen Durchschnitt Unterschiede zwischen den verschiedenen Abschlussarten geben könnte, da der Berliner Studiengang sich auch durch den Abschluss »Diplom« unterscheidet. Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass das Diplom mehrheitlich im – praxisnäheren – Studiengang »Sozialwissenschaften« vorkommt; Berlin ist eine Ausnahme. Dass zwischen den Abschlüssen im Durchschnitt Unterschiede bestehen, zeigt die folgende Berechnung:

Tabelle 1: Notendurchschnitte 1996 – 2012, alle Hochschulen

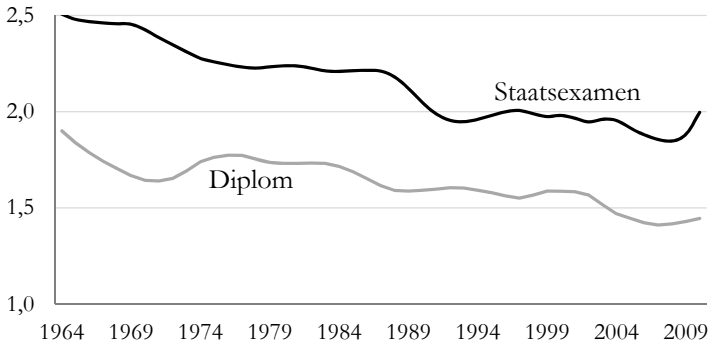
	Magister (bis 2006)	BA	MA	Diplom (bis 2008)
Sozialwissenschaften				
Notendurchschnitte	1,64	1,87	1,61	1,92
<i>nachrichtlich: Studierende (gesamt 16.697)</i>	582	8.308	1.987	5.820
Soziologie				
Notendurchschnitte	1,81	2,02	1,56	1,85
<i>nachrichtlich: Studierende (gesamt 20.036)</i>	6.173	5.199	1.550	7.114

Im Studiengang »Sozialwissenschaften« wurden im Diplom schlechtere Noten erzielt als im Magister. Interessant ist die Umstellung auf das BA/MA-System: Sie wurde erstens dazu genutzt, eine Hierarchie herzustellen: BA ist weniger wert als MA; zweitens dazu, im MA bessere Noten zu vergeben als im früheren Magister; und drittens scheinen sich nun die Unterschiede zwischen den beiden Studiengängen, die jetzt beide denselben Abschluss besitzen, anzugleichen.

Ein ähnlicher Unterschied besteht zwischen den Lehramtsstudiengängen und ihren entsprechenden akademischen Diplomstudiengängen. Abbildung 7 zeigt das deutlich für das Fach Mathematik. Im Projekt wurden Gruppendiskussionen mit Prüferinnen und Prüfern in den Fächern Germanistik und Mathematik durchgeführt, um verschiedene leistungsunabhängige Einflüsse auf die Noten aufzuspüren, die in der Prüfungspraxis ent-

stehen. Generell wurde die höhere Formalität und eingebrachte Beurteilungsroutine der externen Vorsitzenden als möglicherweise notenverschlechternd in Staatsexamensprüfungen beschrieben. Der Unterschied zwischen staatlichen und Hochschulprüfungen stellte sich dort aber auch als studien-gangspezifisch heraus: In Mathematik wurden für die Diplom-Studierenden unter anderem deutlich höhere Leistungserwartungen und Betreuungshäufigkeiten als für die Lehramtsstudierenden berichtet, während in Germanistik diesbezüglich keine Unterschiede zwischen den Magister- und den Lehramtsstudierenden erwähnt wurden. Möglicherweise waren ähnliche Einflüsse¹² auch für die Unterschiede zwischen Magister- und Diplomstudierenden der Sozialwissenschaften verantwortlich.

Abbildung 7: Notenentwicklung im Fach Mathematik



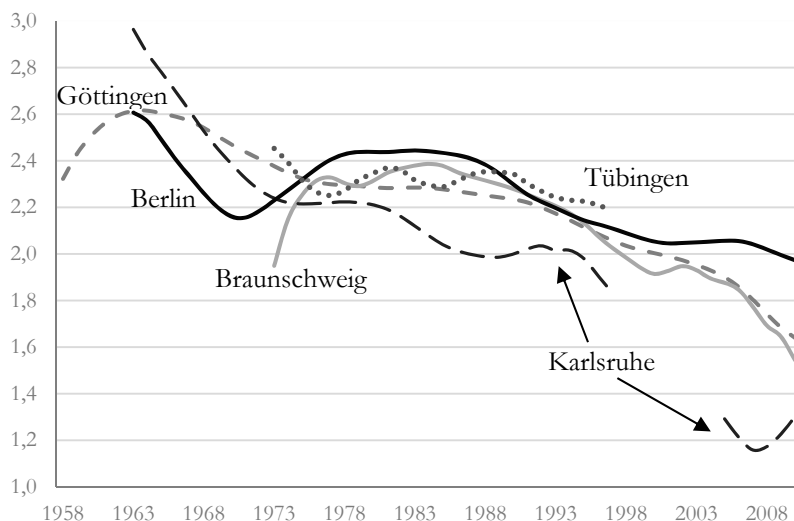
3.3. Die unterschiedlichen Dynamiken der Studiengänge

Abbildung 6 zeigt weiter, dass an der FU Berlin die Entwicklung mindestens bis zum Jahr 2000 zyklisch und im Vergleich zu den anderen vier Universitäten umgekehrt verläuft. Göttingen und Heidelberg folgen ebenfalls einem erkennbaren Zyklus. Die Noten zwischen 1980 und 1995 sind in Berlin deutlich besser, in den anderen Universitäten außer Münster klar schlechter als davor und danach. Abbildung 8 belegt dagegen für den Studiengang »Lehramt an Gymnasien im Fach Deutsch«, dass auch ein recht einheitlicher Verlauf möglich ist, der hier neben gemeinsamen Zyklen aus einer einheitlichen Notenverbesserung besteht.

¹² Siehe insbesondere Tsarouha 2017.

Die Unterschiede in der langfristigen Dynamik bestehen offenbar zwischen verschiedenen Abschlussarten: Diplom, Magister oder Staatsexamen. Abbildung 6 deutet an, dass die Konjunktur der eher am Arbeitsmarkt orientierten Studiengänge mit Diplom-Abschluss möglicherweise anders verläuft als die der eher akademisch ausgerichteten (siehe unten Abschnitt 4.2). Abbildung 8 lässt vermuten, dass die staatlich geprüften Studiengänge noch einheitlichere Konjunkturen aufweisen.

Abbildung 8: Notenentwicklung im Fach Deutsch



4. Erklärungen

Wie jede(r) aus eigener Erfahrung als Geprüfte(r) oder PrüferIn weiß, gibt es sehr viele Gründe, die man abgesehen von der Leistung des Geprüften für eine bestimmte Note anführen kann. Hier interessieren vor allem Wirkungen, die langfristig bestehen, das heißt Jahrzehnte oder immer. Im Folgenden werde ich den häufig genannten Einfluss sozialer Strukturen (4.1) und den Einfluss von »Fächerkonjunkturen« (4.2) genauer untersuchen.¹³

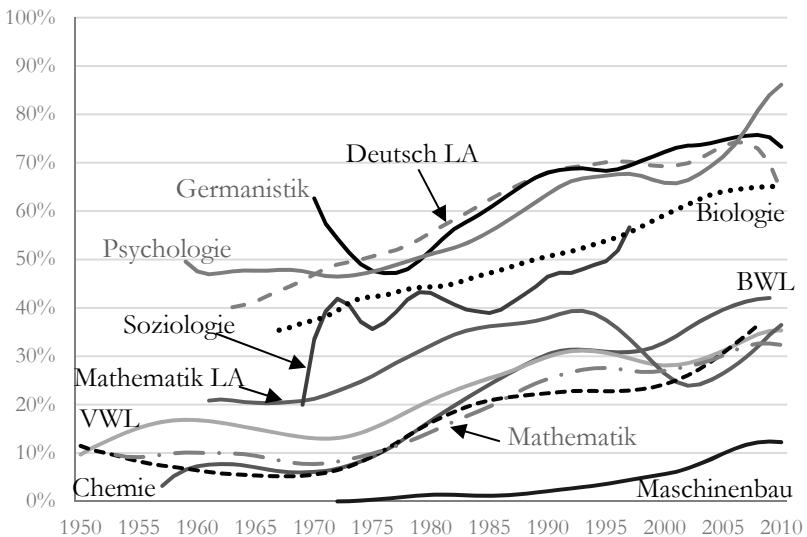
¹³ Weitere Einflüsse werden von Gaens, Müller-Benedict (2017) und Grözinger (2017) untersucht.

Letzterer hat sich als wichtige Erklärung für *grade inflation* herausgestellt. Für die Untersuchung solcher Einflüsse gilt generell, dass die erforderlichen Daten für alle zu untersuchenden Hochschulen vorhanden sein müssen.

4.1 Struktur der Studierenden, Professorenschaft und Prüfungsordnungen

Die Zusammensetzung der Studierenden nach Geschlecht und Alter, der Ausländeranteil, der Anteil der Stipendiaten etc. kann je Studiengang und Universität sehr unterschiedlich sein. Wenn diese Merkmale die Leistung der Studierenden beeinflussten, zum Beispiel Frauen durchschnittlich fleißiger wären, würde mit einer unterschiedlichen Verteilung von Männern und Frauen ein leistungskonformer Unterschied der Noten erzielt. Insbesondere der Frauenanteil hat sich in allen Studiengängen seit den Bildungsreformen der 1970er Jahre drastisch verändert, wie Abbildung 9 zeigt.

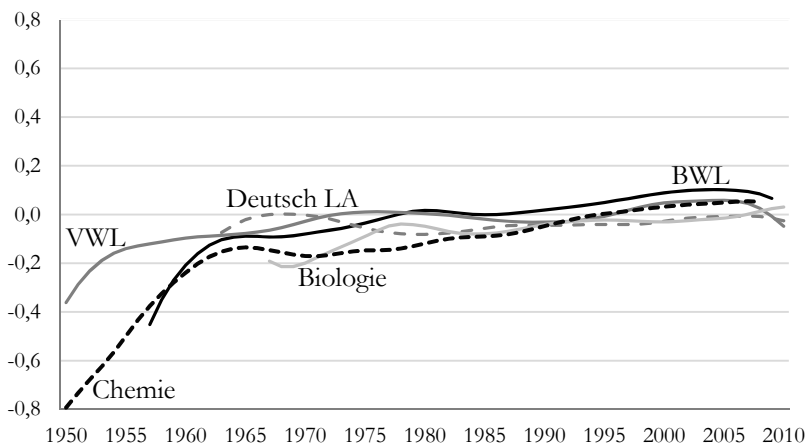
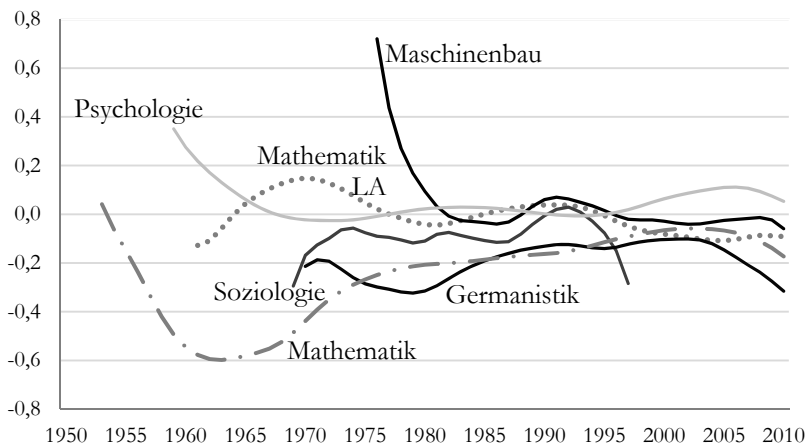
Abbildung 9: Anteil der weiblichen Studierenden nach Studiengang (in Prozent)



Vergleicht man Abbildung 9 mit den Abbildungen 6 und 8, könnte man vermuten, dass die *grade inflation* auf den steigenden Frauenanteil zurückzuführen sei. Das ist aber eine Scheinkorrelation. Bildet man pro Jahr die Differenz aus der durchschnittlichen Note der Männer und der der Frauen,

ist diese für alle Fächer sehr oft nicht signifikant von 0 verschieden (Abbildung 10):

Abbildung 10: Differenz aus der durchschnittlichen Abschlussnote der männlichen und der weiblichen Studierenden



Lesehilfe: Werte im positiven Bereich bedeuten im Durchschnitt bessere, Werte im negativen Bereich schlechtere Noten für weibliche gegenüber männlichen Studierenden. Zur besseren Erkennbarkeit wurden die Studiengänge aus Abbildung 9 auf zwei Grafiken verteilt.

Damit ist klar, dass die Zusammensetzung nach Geschlecht abgesehen von wenigen Zeitabschnitten und Fächern keinen Einfluss auf die Durchschnittsnote hatte. Insbesondere hängt der Verlauf der Noten nach Geschlecht nicht mit dem Verlauf des Anteils der Frauen zusammen.

Allerdings zeigen weitere Berechnungen, dass zum Beispiel der Ausländerstatus und ein höherer Anteil jüngerer und männlicher Professoren notenverschlechternde Wirkung haben. Das bedeutet, dass ein Vergleich der Durchschnittsnoten in einem Fach an verschiedenen Universitäten schon deshalb mit Fehlern behaftet sein wird, weil die Zusammensetzung der Studierenden und der Professorenschaft in der Regel unbekannt sind, aber diese Noten beeinflusst haben.

Darüber hinaus haben Analysen ergeben, dass die in den Prüfungsordnungen vorgeschriebene Zahl an Teilnoten und deren Gewichtungen die Notenhöhe *nicht leistungskonform* beeinflussen. Wird etwa die Abschlussarbeit an einer Hochschule bei derselben Zahl an Teilprüfungen weniger, an einer anderen höher gewichtet, kommen für dieselbe Leistung unterschiedliche Noten heraus.¹⁴

4.2 Konjunktur der Fächer

Eine wichtige Größe, die einen leistungsunabhängigen Einfluss auf die Noten hat, ist die Konjunktur eines Fachs, das heißt der Wechsel von »Überfüllung« und »Mangel«, sowohl an den Hochschulen als auch am Arbeitsmarkt. Nimmt man die Anzahl der abgelegten Prüfungen¹⁵ als Indikator, sieht man in den meisten Fächern deutliche längerfristige Zyklen.

14 Das heißt, im Zeitverlauf können nicht einmal die Noten an derselben Universität verglichen werden, wenn sich die Prüfungsordnungen geändert haben. Die Vergleichbarkeit der Noten an verschiedenen Universitäten und im Zeitverlauf ist aus diesen Gründen prinzipiell nicht gegeben.

15 Genauer handelt es sich bei den hier abgebildeten Zeitreihen um die abgelegten und bestanden Prüfungen. Die im ersten oder weiteren zugelassenen Versuchen nicht Bestehenden werden leider von keinem Archiv und keiner amtlichen Statistik erfasst, s. Gaens (2013). Nur die sehr geringe Zahl von »endgültig nicht Bestanden« wird ab 1997 aufgeführt.

Abbildung 11: Zahl der abgelegten Prüfungen im Studiengang »Mathematik Lehramt«

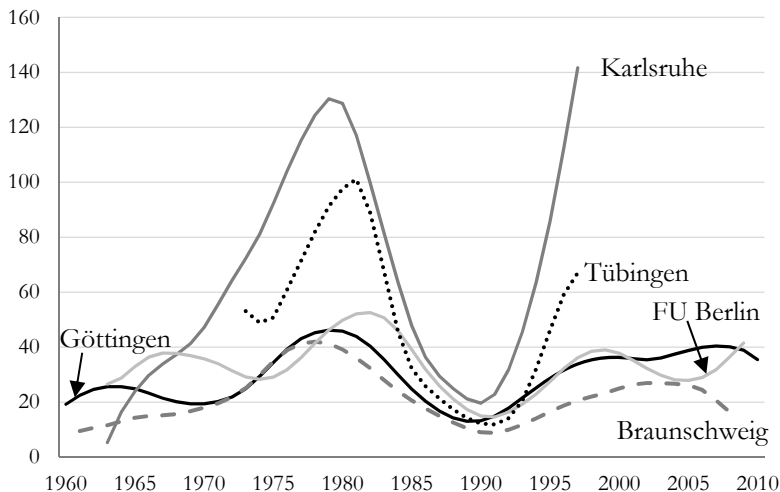
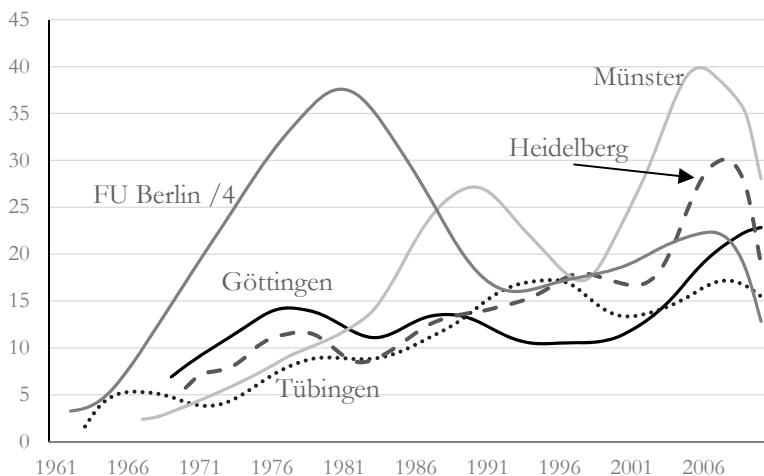


Abbildung 12: Zahl der abgelegten Prüfungen in »Magister« bzw. »Diplom Soziologie«



Diplom nur an der FU Berlin (für Berlin tatsächliche Anzahl geteilt durch 4, um die Zyklen auch der kleineren Universitäten besser sichtbar zu machen).

An den Zahlen abgelegter Prüfungen in den Abbildungen 11 und 12 wird deutlicher als an den Noten (Abbildungen 6 und 7), dass Unterschiede je nach Art des Abschlusses bestehen. In den staatlichen (Lehramts)-Karrieren mit dem staatlichen Nachfragemonopol gibt es die stärksten und für alle Hochschulen synchrone Zyklen (Müller-Benedict 2002). In den auf einen klaren fachspezifischen Arbeitsmarkt ausgerichteten (meist Diplom)-Studiengängen zeigen sich ebenfalls deutliche und synchrone Zyklen. In den Magisterstudiengängen dagegen sind die Zyklen an den Hochschulen am wenigsten synchron. Die Abgänger aus diesen Studiengängen haben oft heterogene Berufsperspektiven in verschiedenen Berufsfeldern. Die wechselnden Berufsaussichten auf dem Arbeitsmarkt beeinflussen dort die Erstsemesterzahlen kaum.

Deshalb stellt die Zahl der abgelegten Prüfungen einen mehrdeutigen Indikator für die Konjunktur der Fächer dar. Zum einen steht sie für die Arbeitsmarktaussichten der Absolventen. Wenn sich in einer Karriere, zum Beispiel im Lehramt, eine Überfüllung und damit schlechtere Berufsaussichten abzeichnen, beginnen die Erstsemesterzahlen immer weiter zu sinken. Sie nehmen erst wieder zu, wenn erneut Mangel auf dem Arbeitsmarkt in Sicht ist. Die Erstsemester reagieren dabei meist ein bis zwei Jahre eher als die öffentliche Wahrnehmung. Die Prüfungszahlen schwanken wie die Erstsemesterzahlen, nur eine Studiendauerlänge später. Deshalb zeigt ein Peak der Prüfungszahl an, dass etwa eine halbe Studiendauer vorher eine Überfüllungsphase begonnen hat. Zum anderen steht die Zahl der abgelegten Prüfungen für die Studienbedingungen einer »überfüllten« Kohorte, zum Beispiel viele TeilnehmerInnen in den Seminaren, wenig Betreuungszeit durch die DozentInnen etc. Im ersten Fall zeigt der Peak in den Prüfungen die Überfüllung auf dem Arbeitsmarkt etwa eine halbe Studiendauerlänge vorher an, im zweiten, dass die aktuelle Prüfungskohorte die »überfülltesten« Studienbedingungen hatte.

Um den Einfluss der Konjunktur der Prüfungszahlen auf die Noten zu prüfen, muss deshalb die Analyse unterschiedlich vorgehen. Für die stark vom Arbeitsmarkt abhängigen Studiengänge wird die zyklische Beziehung der Noten zu den um ca. eine halbe Studiendauerlänge zurück versetzten Zahlen abgelegter Prüfungen auf der Ebene von Studiengängen geprüft; für die Magisterstudiengänge die synchrone Beziehung zwischen beiden auf der Ebene einzelner Hochschulen.¹⁶ Als besonders prägnante Beispiele

16 Dass diese Lag-Kombination der Zeitreihen auch die statistisch stärksten Effekte ergibt, war ein wichtiger Hinweis auf diese Hypothesen.

dienen der Studiengang »Lehramt an Gymnasien in Mathematik« insgesamt (Abbildung 13) und der Studiengang »Magister Germanistik« an der Universität Göttingen (Abbildung 14).

Abbildung 13: Noten und abgelegte Prüfungen im Studiengang »Mathematik Lehramt«

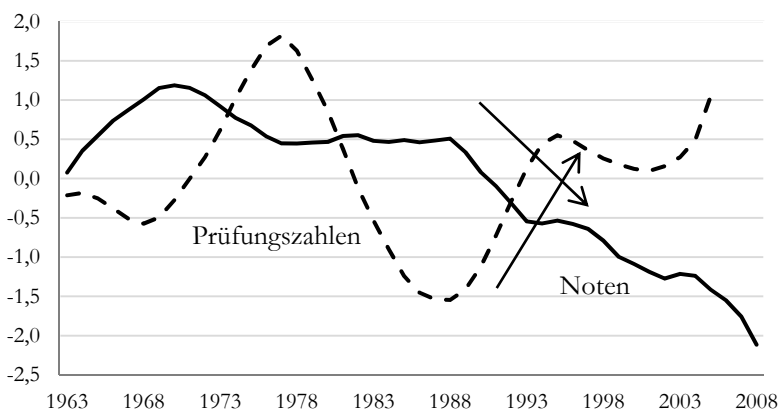
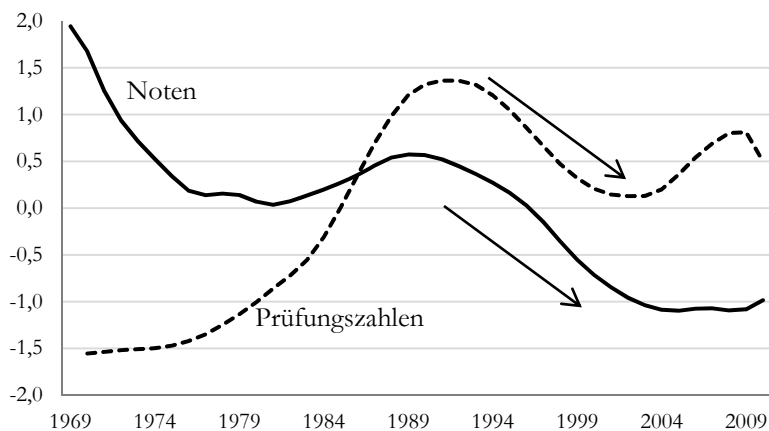


Abbildung 14: Noten und abgelegte Prüfungen im Studiengang »Magister Germanistik« an der Universität Göttingen



Prüfungszahlen 3 Jahre nach links verschoben; zum besseren Vergleich wurden alle Zeitreihen standardisiert (Skala y-Achse in Standardabweichungen vom zentrierten Mittelwert 0).

Wie man sieht, werden die Noten im Studiengang »Lehramt Mathematik« besser, wenn Mangel auf dem Arbeitsmarkt herrscht und umgekehrt ein wenig schlechter bei Arbeitsmarktüberfüllung. Eine mögliche Annahme wäre hier, dass die Prüfer – bewusst oder unbewusst – selektiver benoten, wenn die Aussichten der Geprüften auf einen Arbeitsplatz gering sind, weil sie dann Unterschiede zwischen den Studierenden deutlicher machen können. Im Mangelfall werden umgekehrt alle Geprüften benötigt, und die Prüfer benoten deshalb milder. Die Noten im Studiengang »Magister Germanistik« werden besser, wenn die Prüfungskohorten kleiner werden, und umgekehrt. Hier kann man annehmen, dass die Lehr- und Prüfungsbedingungen sich bei großen Kohorten verschlechtern und auf die Performance und die Benotung der Geprüften entsprechend einwirken. Diese zyklische Abhängigkeit der Notenhöhe von den Prüfungszahlen findet sich in der einen oder der anderen Form in jedem der untersuchten Studiengänge. Für die beiden Soziologie-Studiengänge in Tübingen und FU Berlin sieht man sie in den Abbildungen 15 und 16.

Die Gruppendiskussionen mit den mit Prüferinnen und Prüfern ergaben allerdings nur indirekte Hinweise auf Annahmen, wie die Prüfungszahl bei der Notenfindung eingehen könnte, etwa über Betreuungsintensität, die unterschiedliche Berücksichtigung der Lehrbefähigung bei den Lehrämtern oder die generell diffusen Arbeitsmarktaussichten für Magister.

Abbildung 15: Noten und abgelegte Prüfungen in Tübingen

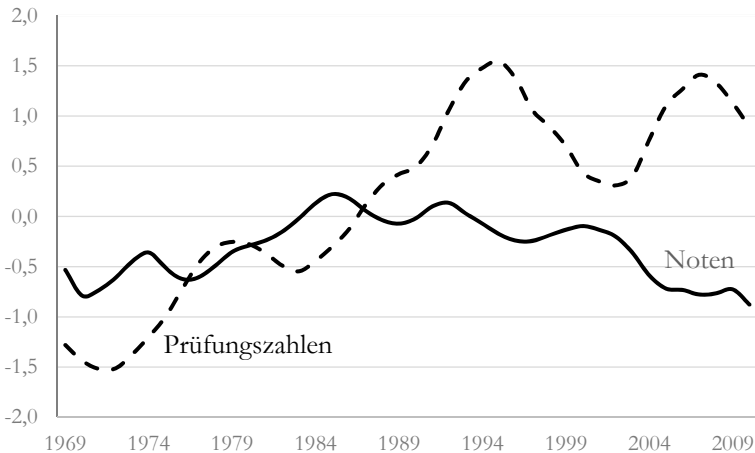
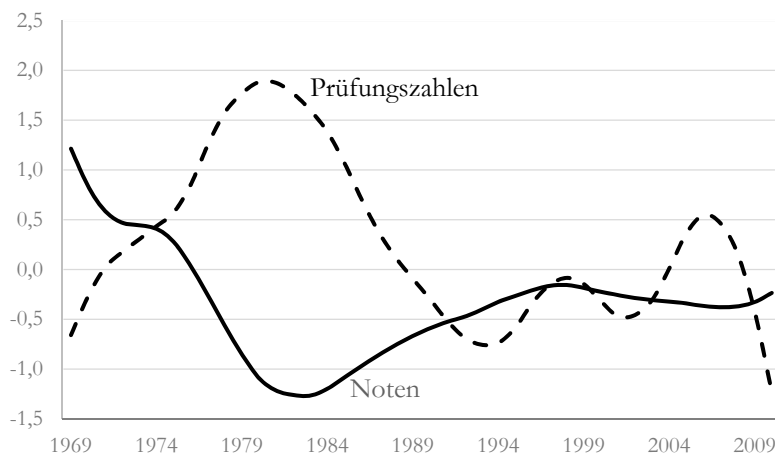


Abbildung 16: Noten und abgelegte Prüfungen an der FU Berlin¹⁷

4.3 Die Erklärung von *grade inflation*

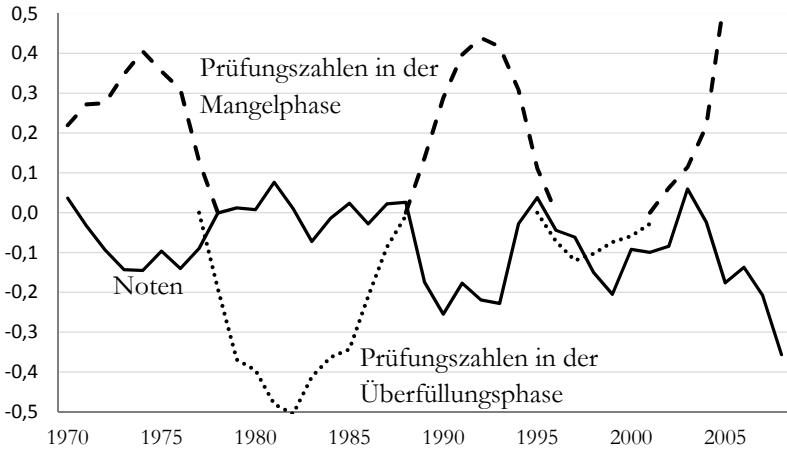
In Abbildung 13 werden die Noten bei Überfüllung nicht im gleichen Ausmaß schlechter wie sie bei Mangel besser werden. Das führt zu einer Hypothese über die generell unterschiedliche Elastizität von Noten: Nachdem sie sich – egal aus welchen Gründen – verbessert haben, werden sie sich in einer anschließenden Verschlechterungsphase weniger stark verschlechtern. Sie sind in Richtung »besser« elastischer als in Richtung »schlechter«. Eine solche Dynamik ist soziologisch gut bekannt, zum Beispiel als Phänomen sozialer Mobilität oder der intergenerationellen Bildungsmobilität: Aufstieg gern, aber auf keinen Fall Abstieg. An den Hochschulen sind bessere Noten bei allen Beteiligten erwünschter als schlechtere: bei den Studierenden, bei den DozentInnen, bei der Verwaltung. Deshalb ist eine »Drift« in Richtung *grade inflation* strukturell angelegt.

Durch Zerlegung des Verlaufs der Prüfungszahlen in Wachstums- und Schrumpfungsphasen konnte diese Hypothese statistisch für fast alle Fächer nachgewiesen werden. Abbildung 17 macht den unterschiedlich star-

¹⁷ Ein singulärer, allerdings nicht nachprüfbarer Einfluss zur Erklärung des speziellen Berliner Verlaufs könnte das große Symposium zur Notengebung sein, das 1981 an der FU Berlin stattgefunden hat (Klose, Lange 1981).

ken Einfluss am Beispiel des Lehramts für Mathematik sichtbar: stärkere Verbesserung der Noten in Wachstumsphasen als in Überfüllungsphasen.

Abbildung 17: Wachstum der Noten und der Prüfungszahlen im Studiengang
»Mathematik Lehramt«



Wachstum = 1. Differenzen der Zeitreihen

Damit ergibt sich eine Erklärung für die *grade inflation*, die in den meisten Fächern zu beobachten ist: Durch die Zyklen der Zahlen abgelegter Prüfungen verändern sich auch die Noten zyklisch. Dabei verbessern sie sich aber in jedem kompletten Zyklus ein bisschen mehr, als sie sich verschlechtern. So verbessert sich ihr Niveau langfristig in absteigenden Zyklen, wie es in Abbildung 1 zu erahnen ist.

5. Empfehlungen

Um für die Praxis der Notenvergabe an den Hochschulen aus den Ergebnissen Empfehlungen abzuleiten, sollte man den wissenschaftstheoretischen Standpunkt verdeutlichen: Soll ein Hochschulexamen ähnlich wie die Schulausbildung vor allem als Signal für den Arbeitsmarkt funktionieren oder soll es weitgehend durch die Autonomie der wissenschaftlichen Aktivitäten der Institute und DozentInnen geprägt sein? Die systemfunk-

tionale Zwischenstellung des Hochschulsystems zwischen Bildungs- und Wissenschaftssystem schlägt sich hier nieder. Meines Erachtens sollte die Autonomie der Hochschulen als wissenschaftliche Einrichtungen gewahrt bleiben. Das heißt, Vergleichbarkeit durch Vorschriften – wie bei Jura – oder durch Berechnungen kann nicht hergestellt werden. Um die Verwertbarkeit der Noten trotzdem zu sichern, ist Transparenz das wichtigste Mittel. In norwegischen Examenszeugnissen steht hinter jeder Note ein kleines Balkendiagramm mit den Balken 1 bis 4, das die Häufigkeit dieser vier Noten anzeigt, die in den letzten fünf Jahren in diesem Seminar an dieser Hochschule vergeben wurden. Damit wird die Note im Vergleich zu anderen Fächern, Hochschulen und Zeiten einschätzbar. Wenn dann auf jedem Examenszeugnis in einigen Fächern oder an einigen Hochschulen nur noch die Balken für 1 und 2 erschienen, würden Konsequenzen für die Benotungspraxis möglicherweise schneller gezogen werden.

Eine abschließende Empfehlung¹⁸ ergibt sich aus der generellen Unsicherheit, mit der jeder Notenvergleich auf Grund der inhärenten und nur teilweise aufklärbaren Differenzen zwischen Fächern, Examensarten, Hochschulen, Prüfungsordnungen etc. behaftet ist: Bei Aufnahmeentscheidungen, etwa beim Übergang vom Bachelor zum Master, sollte die in die zweite Kommastelle interpretierte Examensnote nicht für alle zu vergebenden Studienplätze ausschlaggebend sein, sondern es sollte ein Teil der Studienplätze, zum Beispiel 20 Prozent, für die Besetzung durch Verlosungen freigehalten werden.

Literatur

- Gaens, T. 2013: Von einem, der auszog, einen Leistungsindikator zu erheben. Durchfallquoten und die Problematik ihrer Bildung. Das Hochschulwesen, 61. Jg., Heft 6, 200–206.
- Gaens, T., Müller-Benedict, V. 2017: Die langfristige Entwicklung des Notenniveaus und ihre Erklärung. In V. Müller-Benedict, G. Grözinger (Hg.), *Noten an Deutschlands Hochschulen*. Wiesbaden: Springer VS, 17–78.
- Grözinger, G. 2017: Einflüsse auf die Notengebung: eine Analyse ausgewählter Fächer auf Basis der Prüfungsstatistik. In V. Müller-Benedict, G. Grözinger (Hg.), *Noten an Deutschlands Hochschulen*. Wiesbaden: Springer VS, 79–116.

18 Weitere Empfehlungen finden sich in Müller-Benedict, Grözinger (2017: 183 ff.).

- Hitpass, J., Trosien, J. 1987: Leistungsbeurteilung in Hochschulabschlussprüfungen innerhalb von drei Jahrzehnten – Wandel von Prüfungsergebnis und Prüfungserlebnis an deutschen Universitäten. Bad Honnef: Bock.
- Klose, T., Lange, E.M. 1981: Diplomprüfungen im Widerstreit. Die Funktion von Hochschulabschlussprüfungen für das Studium und für den Beruf. Symposium am 29. und 30. April 1981. Dokumentationsreihe der Freien Universität Berlin.
- Müller-Benedict, V. 2002: Ist Akademikermangel unvermeidbar? Eine Analyse einer Tiefenstruktur des Bildungssystems. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 5. Jg., Heft 4, 672–691.
- Müller-Benedict, V., Grözinger, G. (Hg.) 2017: Noten an Deutschlands Hochschulen. Wiesbaden: Springer VS.
- Tsarouha 2017: Typologie der Einflussgrößen auf die Notengebung. In V. Müller-Benedict, G. Grözinger (Hg.), Noten an Deutschlands Hochschulen. Wiesbaden: Springer VS, 117–169.
- Wissenschaftsrat 2003: Prüfungsnoten an Hochschulen 1996, 1998 und 2000 nach ausgewählten Studienbereichen und Studienfächern. Arbeitsbericht. Drucksache 5526-03.
- Wissenschaftsrat 2007: Prüfungsnoten im Prüfungsjahr 2005 an Universitäten (einschließlich KH, PH, TH) sowie an Fachhochschulen (einschließlich Verwaltungsfachhochschulen) nach ausgewählten Studienbereichen und Studienfächern. Drucksache 7769-07.
- Wissenschaftsrat 2012: Prüfungsnoten an Hochschulen im Prüfungsjahr 2010. Arbeitsbericht mit einem Wissenschaftspolitischen Kommentar des Wissenschaftsrates. Drucksache 2627-12.

Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen

Themenskizze zum 39. Kongress der DGS vom 24. bis 28. September 2018 in Göttingen

Nach weit verbreiteter Wahrnehmung leben wir in einer Zeit ambivalenter gesellschaftlicher Veränderungen. Die Anlässe für diese Wahrnehmung sind vielfältig. Sie umfassen etwa die wirtschaftlichen Folgen verflochtener Finanzmärkte, den Aufstieg von Populismus und Autoritarismus, neue Formen internationaler Solidarisierung, oftmals gewalt-, armuts- und klimabedingte Migrationsprozesse in verschiedenen Weltregionen, vielfache Verflechtungen sozialer Ungleichheiten, transnational feststellbare Veränderungen im Bereich der Arbeitswelt wie etwa Prekarisierungstendenzen oder die Digitalisierung mit ihrer Veränderung gesellschaftlicher Interaktionsformen sowie ihren Teilhabe- und Überwachungspotentialen. Öffentlich werden diese Phänomene häufig in ihrer Bedeutung »vor Ort«, das heißt im zeitlichen und räumlichen Horizont gegenwärtiger, nationalstaatlich verfasster Gesellschaften diskutiert. So hat sich zum Beispiel die öffentliche Debatte zur sogenannten Flüchtlingskrise zumeist auf Fragen von Grenzkontrollen und staatlicher Souveränität, von kultureller Pluralisierung und nationaler Integration konzentriert.

Der 39. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) »Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen« 2018 in Göttingen will die derzeitigen gesellschaftlichen Veränderungen nicht allein vor Ort, sondern im komplexen Spannungsfeld globaler, regionaler, nationaler und lokaler Dynamiken ausleuchten. Dafür bieten sich je nach Untersuchungsgegenstand unterschiedliche methodische Zugriffe an, von mikrosoziologischen Fallstudien über großflächige makrosoziologische Vergleiche bis hin zu Mehrebenenanalysen, von der interpretativen Rekonstruktion von Deutungsmustern bis hin zur Analyse kausaler Mechanismen sozialen Wandels. Sie alle können jeweils spezifische Beiträge dazu leisten, den soziologischen Blick in räumlicher und zeitlicher Hinsicht zu erweitern und Anstöße zur Reflexion gewohnter Perspektiven und normativer Prämissen unserer Disziplin zu geben. Der Kongress zielt damit auf zweierlei: Erstens soll im Rahmen einer Standortbestimmung des Faches diskutiert werden, mit welchen theoretischen Zugängen, analytischen Instrumentarien und empirischen Methoden sich die komplexen Verflechtungen lokaler, nationaler, regionaler und globaler Dynamiken erfassen lassen. Zweitens sollen der Wandel und die Verflochtenheit unterschiedlicher räumlicher und zeit-

licher Ebenen exemplarisch anhand konkreter Themenfelder ausgeleuchtet werden.

Für die Soziologie stellen gesellschaftliche Umbrüche schon immer Chance und Herausforderung zugleich dar. Eine Chance sind sie deshalb, weil ihre öffentliche Wahrnehmung einen gesteigerten Bedarf an soziologischen Analysen erzeugt. Gerade die Soziologie, die die theoretische Reflexion alltagsweltlicher Deutungen der sozialen Welt mit einem differenzierten Instrumentarium empirischer Sozialforschung vereint, hat das Potenzial, für unterschiedliche Perspektiven auf komplexe Dynamiken zu sensibilisieren. Sie fungiert damit als Reflexionsmodus der Gesellschaft, als Ort und Form der kritischen Befragung des *Common Sense*. Herausforderungen betreffen insbesondere die Auseinandersetzung mit einer der jeweiligen Fragestellung angemessenen Dimensionierung räumlicher und zeitlicher Bezugsebenen – die den Forschungsgegenstand stets auch mit konstituiert. So besteht ein Erkenntnisgewinn zum Beispiel darin, lokale und regionale Phänomene im Lichte transregionaler und globaler Prozesse zu betrachten oder umgekehrt globale Entwicklungen in ihren kleinräumig verorteten Konstellationen zu analysieren. Auch in zeitlicher Hinsicht sind Wechselwirkungen zwischen zu definierenden Bezugsebenen zu untersuchen, seien es kürzere oder längere (ggf. historisch vergleichende) Untersuchungszeiträume, seien es verschiedene Zeitregime oder Zäsuren als Teil des Untersuchungsgegenstands. Die Balance zwischen einem zeitlich und räumlich weiten Überblick und einer fokussierten, differenzierten Betrachtung ist dabei gegenstandsbezogen zu reflektieren. Des Weiteren gilt es, epistemische und normative Prämissen soziologischer Analysen zu hinterfragen. Verschiedene Ansätze betonen hier gegenüber vereinfachenden linearen Konzepten die Komplexität globaler und lokaler Entwicklungen, wie es etwa das Stichwort der multiplen Modernitäten ausdrückt. Postkoloniale Studien stellen durch ihre Eurozentrismuskritik ein Beispiel dafür dar, wie bedeutsam es ist, den eigenen Standpunkt offenzulegen, um die jeweilige Dimensionierung des Forschungsgegenstands transparent zu machen.

Diese Chancen und Herausforderungen können anhand vielfältiger thematischer Zugänge bearbeitet werden, wobei die Gegenstände soziologischer Analyse in ihrer Bezogenheit auf ein weitläufiges Spektrum räumlicher Ebenen und zeitlicher Entwicklungen zu betrachten sind. Forschungen können in diesem Sinne bei systematischen Vergleichen ansetzen, etwa zwischen globalen und lokalen Ebenen ebenso wie zwischen Ländern oder Städten, zwischen mehreren Zeitpunkten oder zwischen Zeitregimes, um

die analytische Breite zu erhöhen. Sie können sich zudem mit Blick auf die analytische Tiefe den Verflechtungsmechanismen komplexer Dynamiken widmen. Mit dem Kongressthema sind die Fachkolleginnen und -kollegen dazu aufgefordert, die Vielfalt der analytischen Instrumentarien der Soziologie dazu zu nutzen, die komplexen gesellschaftlichen Dynamiken im Hinblick auf unterschiedliche räumliche und zeitliche Ebenen zu diskutieren und so einen fundierten Beitrag zum besseren Verständnis der eingangs skizzierten Umbruchsituationen und ihrer öffentlichen Diskussion zu leisten.

DGS-Vorstand und lokales Organisationsteam freuen sich mit Ihnen auf einen gelungenen Kongress!

Hinweis zu den Terminen für den 39. Kongress der DGS in Göttingen

Die Übersicht sämtlicher Fristen sowie die Ausschreibungen der Preise und Veranstaltungen werden in Heft 1/2018 der SOZIOLOGIE veröffentlicht.

Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS)

Präambel

Die Erarbeitung und Verbreitung soziologischen Wissens sind soziale Prozesse, die in jedem Stadium ethische Erwägungen und Entscheidungen erfordern. Der ethischen Implikationen soziologischer Wissensproduktion, -verwendung und -weitergabe sollten sich Soziologinnen und Soziologen stets bewusst sein.

Der Ethik-Kodex lebt von einer ständigen Reflexion und Anwendung durch die Angehörigen der soziologischen Profession. Der Kodex formuliert einen Konsens über ethisches Handeln innerhalb der professionellen und organisierten Soziologie in Deutschland. Er benennt die Grundlagen, auf denen die Arbeit der Ethik-Kommission beruht.

Dieser Kodex soll dazu dienen, Soziologinnen und Soziologen für ethische Probleme ihrer Arbeit zu sensibilisieren und sie zu ermutigen, ihr eigenes berufliches Handeln kritisch zu prüfen. Insbesondere die in der Lehre tätigen Soziologinnen und Soziologen sind aufgefordert, dem wissenschaftlichen Nachwuchs und den Studierenden die Elemente berufsethischen Handelns zu vermitteln und sie zu einer entsprechenden Praxis anzuhalten.

Zugleich schützt dieser Ethik-Kodex vor Anforderungen und Erwartungen, die in verschiedenen Situationen von Probandinnen und Probanden, Studierenden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Kolleginnen und Kollegen sowie privaten und öffentlichen Auftraggeberinnen und Auftraggebern an soziologische Forschung und Praxis gestellt werden und in ethische Konflikte führen könnten.

Soziologen und Soziologinnen können sich bei Unklarheit an die Ethik-Kommission wenden. Personen, die unter Berufung auf diesen Kodex Beanstandungen bei der Ethik-Kommission vorbringen, dürfen wegen der Ausübung dieses Rechts keine Benachteiligungen erfahren.

Um die in der Präambel genannten Ziele zu erreichen, bestätigen und unterstützen die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS) den folgenden Ethik-Kodex.

I. Soziologische Praxis

§ 1 *Integrität und Objektivität*

1. Soziologinnen und Soziologen streben in Ausübung ihres Berufes nach wissenschaftlicher Integrität und Objektivität. Sie sind den bestmöglichen Standards in Forschung, Lehre und sonstiger beruflicher Praxis verpflichtet. Geben sie fachspezifische Urteile ab, sollen sie ihr Arbeitsgebiet, ihren Wissensstand, ihre Fachkenntnis, ihre Methoden und ihre Erfahrungen eindeutig und angemessen darlegen.
2. Bei der Präsentation oder Publikation soziologischer Erkenntnisse werden die Resultate ohne verfälschende Auslassung von wichtigen Ergebnissen dargestellt. Einzelheiten der Theorien, Methoden und Forschungsdesigns, die für die Einschätzung der Forschungsergebnisse und der Grenzen ihrer Gültigkeit wichtig sind, werden nach bestem Wissen mitgeteilt.
3. Soziologinnen und Soziologen sollen in ihren Publikationen sämtliche Finanzierungsquellen ihrer Forschungen benennen. Sie gewährleisten, dass ihre Befunde nicht durch spezifische Interessen der Auftraggeberinnen und Auftraggeber verzerrt sind.
4. Soziologinnen und Soziologen machen ihre Forschungsergebnisse nach Abschluss der Analysen in geeigneter Weise öffentlich zugänglich. Dies gilt nicht in Fällen, in denen das Recht auf den Schutz vertraulicher Aufzeichnungen verletzt werden würde. In Fällen, in denen die Pflicht zur Amtsverschwiegenheit oder der Anspruch der Auftraggeberin bzw. des Auftraggebers das Recht zur Veröffentlichung eingrenzen, bemühen sich Soziologinnen und Soziologen darum, den Anspruch auf Veröffentlichung möglichst weitgehend aufrechtzuerhalten.
5. Soziologinnen und Soziologen dürfen keine Zuwendungen, Verträge oder Forschungsaufträge akzeptieren, die die in diesem Kodex festgehaltenen Prinzipien verletzen.
6. Sind Soziologinnen und Soziologen, auch als Studierende, an einem gemeinsamen Projekt beteiligt, werden zu Beginn des Vorhabens bezüglich der Aufgabenverteilung, der Vergütung, des Datenzugangs, der Urheberrechte sowie anderer Rechte und Verantwortlichkeiten Vereinbarungen getroffen, die von allen Beteiligten akzeptiert werden. Diese können im Fortgang des Projekts aufgrund veränderter Bedingungen einvernehmlich korrigiert werden.

7. In ihrer Rolle als Forschende, Lehrende und in der Praxis Tätige tragen Soziologinnen und Soziologen soziale Verantwortung. Ihre Empfehlungen, Entscheidungen und Aussagen können das Leben ihrer Mitmenschen beeinflussen. Sie sollen sich der Situation und immanenten Zwänge bewusst sein, die zu einem Missbrauch ihres Einflusses führen könnten. Soziologinnen und Soziologen sollen geeignete Maßnahmen ergreifen, um sicherzustellen, dass ein solcher Missbrauch und daraus resultierend nachteilige Auswirkungen auf Auftraggeberinnen und Auftraggeber, Forschungsteilnehmerinnen und Forschungsteilnehmer, Kolleginnen und Kollegen, Studierende sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vermieden werden.

§ 2 Rechte der Probandinnen und Probanden

1. Das Befolgen von Regeln der wissenschaftlichen Methode kann ungünstige Konsequenzen oder spezielle Risiken für Individuen oder Gruppen nach sich ziehen. Darüber hinaus kann das Forschungshandeln den zukünftigen Zugang zu einer Untersuchungspopulation für den gesamten Berufsstand oder verwandte Berufsgruppen einschränken oder verschließen. Beides haben Soziologinnen und Soziologen zu antizipieren, um negative Auswirkungen zu vermeiden.
2. In der soziologischen Forschung sind entsprechend den gesetzlichen Bestimmungen die Persönlichkeitsrechte der in sozialwissenschaftliche Untersuchungen einbezogenen Personen zu respektieren.
3. Generell gilt für die Beteiligung an sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, dass diese freiwillig ist und auf der Grundlage einer möglichst ausführlichen Information über Ziele und Methoden des entsprechenden Forschungsvorhabens erfolgt. Nicht immer kann das Prinzip der informierten Einwilligung in die Praxis umgesetzt werden, z. B. wenn durch eine umfassende Vorabinformation die Forschungsergebnisse in nicht vertretbarer Weise verzerrt würden. In solchen Fällen muss versucht werden, andere Möglichkeiten der informierten Einwilligung zu nutzen.
4. Besondere Anstrengungen zur Gewährleistung einer angemessenen Information sind erforderlich, wenn die in die Untersuchung einbezogenen Individuen über eine geringe Bildung verfügen, einen niedrigen Sozialstatus haben, Minoritäten oder gesellschaftlich marginalisierten Bevölkerungsgruppen angehören.

5. Personen, die in Untersuchungen als Beobachtete oder Befragte oder in anderer Weise, z. B. im Zusammenhang mit der Auswertung persönlicher Dokumente, einbezogen werden, dürfen durch die Forschung keinen Nachteilen oder Gefahren ausgesetzt werden. Die Betroffenen sind über alle Risiken aufzuklären, die das Maß dessen überschreiten, was im Alltag üblich ist. Die Anonymität der befragten oder untersuchten Personen ist zu wahren.
6. Im Rahmen des Möglichen sollen Soziologinnen und Soziologen potentielle Vertrauensverletzungen voraussehen. Verfahren, die eine Identifizierung der Untersuchten ausschließen, sollen in allen geeigneten Fällen genutzt werden. Besondere Aufmerksamkeit ist den durch die elektronische Datenverarbeitung gegebenen Möglichkeiten des Zugangs zu Daten zu widmen. Auch hier sind sorgfältige Vorkehrungen zum Schutz vertraulicher Informationen erforderlich.
7. Von untersuchten Personen erlangte vertrauliche Informationen müssen entsprechend behandelt werden; diese Verpflichtung gilt für alle Mitglieder der Forschungsgruppe (auch Interviewerinnen und Interviewer, Codiererinnen und Codierer, Schreibkräfte etc.), die über einen Datenzugriff verfügen. Es liegt in der Verantwortung der Projektleiterinnen und Projektleiter, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hierüber zu informieren und den Zugang zu vertraulichem Material zu kontrollieren.
8. Soziologinnen und Soziologen sollen unter Verweis auf entsprechende Regelungen für andere Professionen der Schweigepflicht unterliegen und für sich das Recht auf Zeugnisverweigerung beanspruchen, wenn zu befürchten steht, dass auf der Basis der im Rahmen soziologischer Forschung und Berufsausübung gewonnenen Informationen die Informanten und Informantinnen irgendwelche – insbesondere strafrechtliche – Sanktionen zu gewärtigen haben.

II. Publikationen

1. Soziologinnen und Soziologen führen in ihren Publikationen sämtliche Personen namentlich auf, die maßgeblich zu ihrer Forschung und zu ihren Publikationen beigetragen haben. Die Ansprüche auf Autorenschaft und die Reihenfolge bei der Nennung der Autorinnen und Autoren sollen deren Beteiligung am Forschungsprozess und an der Veröffentlichung Rechnung tragen.

2. Daten und Materialien, die wörtlich oder sinngemäß von einer veröffentlichten oder unveröffentlichten Arbeit anderer übernommen wurden, müssen kenntlich gemacht und ihren Urheberinnen und Urhebern zugeschrieben werden. Verweise auf Gedanken, die in Arbeiten anderer entwickelt wurden, dürfen nicht wissentlich unterlassen werden.
3. In Zeitschriften sollte der kritische Austausch zwischen den Angehörigen des Faches gefördert werden. In diesem Zusammenhang sollten Regeln und Leitsätze publiziert werden, die die Möglichkeiten zur Stellungnahme und Erwiderung spezifizieren.
4. Herausgeberinnen und Herausgeber sowie Redaktionen von Zeitschriften sind zu einer fairen Beurteilung eingereicherter Beiträge ohne persönliche oder ideologische Vorurteile in angemessener Zeit verpflichtet. Sie informieren umgehend über Entscheidungen zu eingereichten Manuskripten.
5. Eine Veröffentlichungszusage ist bindend. Wurde die Publikation zugesichert, soll sie sobald wie möglich erfolgen.

III. Begutachtung

1. Werden Soziologinnen und Soziologen um Einschätzungen von Personen, Manuskripten, Forschungsanträgen oder anderen Arbeiten gebeten, so sind solche Bitten um Begutachtung im Fall von Interessenkonflikten abzulehnen.
2. Zu begutachtende Arbeiten sollen vollständig, sorgfältig, vertraulich und in einem angemessenen Zeitraum fair beurteilt werden.
3. Begutachtungen, die im Zusammenhang mit Personalentscheidungen stehen, werden von allen Beteiligten vertraulich behandelt. An sie müssen unter den Gesichtspunkten der Integrität, der Objektivität und der Vermeidung von Interessenkonflikten höchste Anforderungen gestellt werden.
4. Soziologinnen und Soziologen, die um Rezensionen von Büchern oder Manuskripten gebeten werden, welche sie bereits an anderer Stelle besprochen haben, sollen diesen Umstand den Anfragenden mitteilen. Die Rezension von Arbeiten, bei deren Entstehung sie direkt oder indirekt beteiligt waren, sollten sie ablehnen.

IV. Der berufliche Umgang mit Studierenden, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Kolleginnen und Kollegen

1. Soziologinnen und Soziologen, die Lehraufgaben wahrnehmen, verpflichten sich, durch Art und Ausmaß ihres Einsatzes und ihrer Ansprüche für eine gute Ausbildung der Studierenden zu sorgen.
2. Soziologinnen und Soziologen verpflichten sich zu einer guten Betreuung von Studierenden, Promovierenden und Habilitierenden. Zur Absicherung einer hohen Betreuungsqualität wird der Abschluss und die Einhaltung von Qualifizierungsvereinbarungen zwischen den Betreuungspersonen und den sich Qualifizierenden empfohlen. Der Umfang der Arbeitszeit im Rahmen von Qualifizierungsstellen soll so geregelt werden, dass ausreichend Zeit für die Qualifikation zur Verfügung steht. Auch sollen im Rahmen der gegebenen strukturellen und finanziellen Möglichkeiten Vertragslaufzeiten an die Qualifizierungsdauer angepasst werden.
3. Soziologinnen und Soziologen müssen sich bei Einstellungen, Entlassungen, Beurteilungen, Beförderungen, Gehaltsfestsetzungen und anderen Fragen des Anstellungsverhältnisses, bei Berufungs-, Rekrutierungs- und Kooptationsentscheidungen um Objektivität und Gerechtigkeit bemühen. Sie dürfen andere Personen nicht wegen ihres Alters, ihrer Geschlechtszugehörigkeit, ihrer körperlichen Behinderung, ihrer sozialen oder regionalen Herkunft, ihrer ethnischen oder nationalen Zugehörigkeit, ihrer Religionszugehörigkeit oder ihrer im Rahmen des Grundgesetzes sich bewegenden politischen Einstellungen benachteiligen.
4. Soziologinnen und Soziologen dürfen Studierende, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Kolleginnen und Kollegen nicht zwingen, sich als Forschungsobjekte zur Verfügung zu stellen, oder sie über eine derartige Verwendung täuschen.
5. Soziologinnen und Soziologen dürfen Leistungen anderer nicht ausnutzen und deren Arbeit nicht undeklariert verwerten.
6. Soziologinnen und Soziologen dürfen von niemandem – beispielsweise von Befragten, Auftraggeberinnen und Auftraggebern, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern oder Studierenden – persönliches, sexuelles oder sonstiges Entgegenkommen verlangen.
7. Soziologinnen und Soziologen sollen gegenüber Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Kolleginnen und Kollegen dafür Sorge tragen, die Vereinbarkeit des Berufs mit der Wahrnehmung von Pflege- und Betreuungsaufgaben zu fördern.

V. Inkrafttreten

Dieser Ethik-Kodex tritt nach Verabschiedung durch die beiden Verbände am 10. Juni 2017 und Veröffentlichung in den jeweiligen Verbandszeitschriften in Kraft.

Wechsel in den DGS-Gremien

Betina Hollstein, bisheriges Vorstandsmitglied der DGS, ist von ihrem Amt zurückgetreten. Ihr folgt für die verbleibende Amtszeit Olaf Struck (Universität Bamberg), Konzilsmitglied und lokaler Verantwortlicher des DGS-Kongresses 2016, der die nächsthöchste Stimmzahl bei den vergangenen Vorstandswahlen erreicht hatte. Er wird neuer Beauftragter für Forschung im Vorstand.

Durch seinen Amtswechsel rückt die Konzilskandidatin mit der höchsten Stimmzahl Maria Keil (TU Darmstadt) für die verbleibende Amtszeit in das Konzil nach.

Der Vorstand dankt Betina Hollstein sehr herzlich für die gemeinsame Arbeit und freut sich sehr auf die Zusammenarbeit mit Olaf Struck und Maria Keil.

Beauftragter für Forschung

Prof. Dr. Olaf Struck
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Professur für Arbeitswissenschaft
Feldkirchenstraße 21
D-96052 Bamberg

Tel.: 0951 863 2690
E-Mail: olaf.struck@uni-bamberg.de

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Dr. Johannes Becker, Berlin
Melisa Bel Adasme, Frankfurt am Main
Jana Berg, M.A., Hannover
Manuela Beyer, Riesa
Mark Bibbert, Greifswald
Lars Döpking, M.A., Göttingen
Dr. des. Thomas Gloy, Leipzig
Frauke Grenz, Hamburg
Sarah J. Grünendahl, Bonn
Ina Hanselmann, M.A., Innsbruck
Dr. Maria Jakob, Leipzig
Arne Koevel, Rostock
Laura Kollmann, Bremen
Sibille Merz, M.A., Berlin
Dr. Sophie-Charlotte Meyer, Wuppertal
Dr. Björn Milbradt, Halle an der Saale
Dr. Tim Müller, Berlin
Marina Pumptow, Neckarsulm
Miriam Schanze-Cichos, Kassel
Tim Seitz, Berlin
Oliver Semmelroch, Ravensburg
Dr. Robert Seyfert, Düsseldorf
Tom Stegmeier, M.A., Dresden
Dr. phil. Judith von der Heyde, Osnabrück
Jennifer Wägerle, M.A., Waldkirch
Fabian Wagner, Berlin
Mark Weißhaupt, M.A., Konstanz

Neue studentische Mitglieder

Tim Albrecht, Hannover
Maximilian Holterhöfer, Menden
Max A. Irmer, Weimar
Lea Claire Plum, Aachen
Jonas Tostmann, Braunschweig
Beatrice van Berk, Bochum
Patrick Witzak, Bochum

Austritte

Dr. Daniela Ahrens, Bremen
Dipl.-Soz. Annette Alberer-Leinen, Teising
Dipl. Pantea Bashi, Rostock
Zeynep Bayrak, Erlangen
Wibke Böhme, Darmstadt
Christian Eichardt, Dresden
Maria Görlich, Hamburg
Dr. Claudia Groß, Nijmegen (NL)
Sabine Hahn, Köln
Dr. Sigrid Hartong, Hamburg
Laura Hildenbrand, Darmstadt
Joana Lilli Hofstetter, Freiburg
Sarah Keppedies, Teltow
Leif Klemm, Essen
Benjamin Kock, Vechta
Susanne Lantermann, M.A., Leipzig
Jacqueline Michel, Wiehl
Prof. Dr. Andreas Motel-Klingebiel, Norrköping (SWE)
Janina Müller, M.A., Hannover
Oliver Neumann, M.A., Bochum
Judith Alexandra Rädlein, Berlin
Apl. Prof. Rainer Rilling, Marburg
Golnaz Sarkar Farshi, Weimar
Prof. Dr. Kurt Starke, Zeuckritz
Dr. Erwin Stolz, Graz

Verstorben

Prof. em. Dr. Peter Atteslander, Port (CH)

Prof. Dr. Hans-Joachim Jahn, Gaggenau

Prof. Dr. Dorothea Jansen, Speyer

Dr. Philipp Hessinger, Bielefeld

Sektion Kultursoziologie

Offene Sektionstagung

Am 16. und 17. Juni 2017 fand in Leipzig am Institut für Kulturwissenschaften eine thematisch ungebundene Tagung statt, auf der Wissenschaftler*innen aus verschiedenen Gebieten sowie an einer Mitgliedschaft in der Sektion Interessierte ihre derzeitigen Forschungen vortragen und diskutieren konnten. Die Tagung wurde organisiert von Jörn Ahrens (Gießen), Thomas Schmidt-Lux (Leipzig) und Dominik Schrage (Dresden).

Nach einer Begrüßung und einleitenden Worten der Organisatoren eröffnete *Werner Binder* (Brno/CZ) den ersten Tagungstag mit einem Rundumschlag zu den verschiedenen interpretativen Methodologien und wie diese das Verhältnis von Sinn und Struktur konzeptuell fassen. Die Frage »Wie kommt man zum Nichtverstehen?« sei dabei wegweisend für den kultursoziologischen Forschungsprozess. Im Anschluss daran gewährte *Ekkehard Knopke* (Weimar) spannende Einblicke in seine Promotionsarbeit zur spezifischen Rolle, die Zeit bei muslimischen Trauerfeiern auf deutschen Friedhöfen spielt. Mithilfe von Interviews und teilnehmender Beobachtung zeichnete er die Konflikte um Zeitknappheit zwischen den Trauernden und dem Friedhofspersonal nach, wodurch das religiöse Trauern als ein Verwaltungsproblem erscheint. Unter dem Titel »Aktuelle Formen der Weltablehnung« stellte *Robert Schäfer* (Fribourg/CH) anhand eines ausgewählten Falls das Weltbild eines Survival-Trainers vor, den er auf die subjektive Konstruktion von Krisenbewusstsein und Gesellschaftsablehnung hin auswertete. Auffallend war bei diesem die fehlende Alternativvorstellung wie sie sonst für Gesellschaftskritik kennzeichnend ist. *Franz Erhard* und *Kornelia Sammet* (Leipzig) beleuchteten in ihrem Beitrag die Methodologie ihrer länderübergreifenden Forschung zu »Kulturen der Armut«, die sie als Trias von Semantiken, subjektiven Aneignungen und sozialen Schließungen konzeptualisierten. Der Ländervergleich ist vor der Herausforderung angelegt, dass vorab keine Kriterien für Armut definiert wurden, sondern auf ein Vergleichsmoment hin, ein *tertium comparationis*, geforscht wurde. Den Tag beschloss *John Lütten* und *Martin Seeliger* (Jena) unter dem Titelzitat »Rede nicht von Liebe, gib' mir Knete für die Mietel!« Aus arbeitssoziologischer Perspektive stellten sie Repräsentationen von Prekariisierung in ausgewählten Songtexten deutschsprachiger Musiker*innen des Straßen- und Gangsterraps vor. Während politischer Gehalt und Relevanz dieses Genres, das aktuell unter jungen Menschen große Popularität ge-

nießt, überzeugen konnten, erfordert die beabsichtigte klassenpolitische Dimensionierung noch eine genauere methodische Ausarbeitung. Als letzter Tagungspunkt wurde die Mitgliederversammlung der Sektion Kulturosoziologie abgehalten, an der auch Nichtmitglieder teilnahmen.

Den zweiten Teil am Samstag eröffnete *Marcela Knapp* (Gießen) mit ihrem Beitrag zu Rolf Hochhuths Theaterstück »Der Stellvertreter«, in dessen Zentrum die Frage nach der Mitschuld des Papstes an der Judenvernichtung steht. Das soziale Imaginäre, das sich in der Rezeption des aus fiktionalen und dokumentarischen Elementen bestehenden Stoffes (re)organisiert, besteht in der Negativität des Gründungsmythos der Bundesrepublik, welche die politischen Debatten der 1960er Jahre zum Nationalsozialismus nachhaltig prägen sollte. Motiviert durch ihre Arbeit zu Nachhaltigkeitskonzepten sowie Materialität präsentierte *Anna Henkel* (Lüneburg) darauf folgend einen Vorschlag zur kulturosoziologischen Konturierung von Boden, der *agri cultura*. In der Verbindung der Systemtheorie mit der Positionalitätstheorie Plessners liege die Chance, Boden als Gegenstand für die Gesellschaftstheorie überhaupt fruchtbar zu machen und den Begriff der Verdinglichung zu aktualisieren. Im letzten Vortrag gab *Hilmar Schäfer* (Frankfurt an der Oder) Einblick in die Aushandlungsprozesse innerhalb der UNESCO-Weltkulturerbe-Kommission bei der Fortführung ihrer Liste von Stätten mit dem Prädikat »Outstanding Universal Value«. Die praktische Universalisierung von Partikularitäten geschehe, so seine These, in einer inhaltlichen Öffnung und Schließung der Bewertungskriterien, einem Wechsel von Produktion und Evaluation des »Wertvollen«.

Die Frage, was Kulturosoziologie ausmacht bzw. was sie sein kann, zog sich durch das Resümee der Abschlussrunde. Theoriepolitisch gesprochen wird die Kulturosoziologie unter anderem als Entgegnung auf die hegemoniale Begründungsstrategie des methodologischen Individualismus in der Soziologie betrachtet. Diesbezüglich konnte die Tagung zur Öffnung der gesellschafts- und sozialwissenschaftlichen Perspektive für kulturelle Dimensionen anregen, zum Beispiel wurde die Rolle von Fiktionalem (Knapp), von Repräsentationen (Lütten, Seeliger) sowie von Zeit (Knopke) herauspräpariert. Außerdem wurde deutlich, dass bestimmte Ansätze wie jener der Materialität (Henkel) in der Kulturosoziologie besonders gut funktionieren. Die Weitung des Kulturbegriffs, die durch die ländervergleichende Perspektive (Erhard, Sammet; Knopke; Schäfer) oder gar die konsequente Neubegründung und Infragestellung des Begriffs (Henkel; Schäfer), die in den Beiträgen exemplarisch geworden ist, birgt jedoch auch die Gefahr, die

Spezifik des kultursoziologischen Zugriffs zu verlieren. Gerade wegen der zunehmenden Kulturalisierung von sozialen und wirtschaftlichen Zusammenhängen in Wissenschaft und Alltag ist es daher notwendig, einen brauchbaren Begriff von Gesellschaft im kultursoziologischen Zugang zu akzentuieren. Als eine weitere Stärke dieses Zugangs können der sensible Umgang mit methodologischen Fragen, die an den Untersuchungsgegenstand gerichtet sowie die Transparenz in der Arbeitsweise festgehalten werden: Was verbessert die Art und Weise der Erkenntnisgewinnung, was bestimmt die Güte der Interpretation? (Binder; Erhard, Sammet; Schäfer) Daneben boten die vielfältigen, disziplinübergreifenden Beiträge auf der Tagung auch Anlass, über mögliche Kooperation mit anderen Sektionen wie jenen der Rechts- und Arbeitssoziologie nachzudenken.

Marianne Heinze

Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie

Young Scientists Workshop am 13. und 14. Mai 2017 in Diemitz

Der Young Scientists Workshop wurde von den SprecherInnen der Sektion Land, Agrar- und Ernährungssoziologie als Pilotprojekt initiiert. Landwirtschaft, Ernährung und ländliche Räume erfahren in den vergangenen Jahren auch in den Sozialwissenschaften wieder eine größere Aufmerksamkeit. Zugleich ist der Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie in den letzten zwei Jahrzehnten ihre institutionelle Basis an den agrarwissenschaftlichen Fakultäten deutscher Universitäten abhandengekommen. Sie hat dadurch sowohl an Kapazitäten als auch an Sichtbarkeit verloren. Deshalb fällt es NachwuchswissenschaftlerInnen oft schwer, einen wissenschaftlichen Kanon zu identifizieren und mit Anderen, die an ähnlichen Themen arbeiten, ins Gespräch zu kommen.

Vor diesem Hintergrund war es das Ziel der Sektion, junge LandforscherInnen zusammenzubringen. An diesem *Capacity Building* der Agrarsoziologie beteiligten sich acht Promovierende mit unterschiedlichen disziplinären Zugängen, u.a. der Regionalstudien, Wirtschaftspsychologie, Soziologie, Makroökonomie und Agrarwissenschaften. Die SprecherInnen der Sektion, Jana Rückert-John (Fulda), Lutz Laschewski (Cottbus) und Annett Steinführer (Braunschweig), brachten sich mit Fragen und Anregungen ein.

In dieser Zusammensetzung wurde festgestellt, wie wichtig die historische und regionalspezifische Expertise der Agrarsoziologie für diejenigen Disziplinen ist, die sich neuerdings mit ländlichen Lebensweisen, Landwirtschaft und Ernährung beschäftigen. Die damit einhergehende Perspektivenvielfalt ist auch für die agrarsoziologischen Diskurse fruchtbar. Denn viele ländliche Entwicklungen können in ihrem Zusammenhang mit sozialpolitischen Strategien, Veränderungen von Technologien, Agrarstrukturen und neuen Lebens- und Arbeitskulturen interdisziplinär besser erfasst werden. Für den notwendigen Austausch der epistemischen Gemeinschaften wird dann wiederum ein wissenssoziologisches Denken relevant.

Die Bedeutung der Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie als Mediatorin zwischen unterschiedlichen Disziplinen wurde auch in dem konstruktiven Austausch in Diemitz im ländlichen Raum Mecklenburgs deutlich. Insbesondere disziplinäre Prämissen, wie Annahmen sozialen Handelns und das Verhältnis zwischen Forschenden und ihrem Gegenstand, ließen Selbstverständlichkeiten und Grenzen der eigenen *scientific community* sichtbar werden.

Die disziplinäre Heterogenität spiegelte sich auch in der Diversität der einzelnen Beiträge wider. Zivilgesellschaft im ländlichen Raum stand bei Christoph Schubert und Anja Neubauer im Vordergrund. Beide beschäftigte die Idee der zivilgesellschaftlichen Aktivierung. *Anja Neubauer* (Berlin, Vechta) stellte ihr Vorhaben zur Koproduktion der ländlichen Daseinsvorsorge von und für Kinder und Jugendliche vor. Sie verwies auf die Schwierigkeiten, die auftreten können, wenn Selbstorganisation im Interesse der öffentlichen Hand ist, jedoch in der Umsetzung möglicherweise mit kommunalen Infrastrukturen und der Gesetzes- oder Förderpraxis konkurriert. An zwei Fallbeispielen diskutierte *Christoph Schubert* (Halle an der Saale), wie kommunalpolitische und zivilgesellschaftliche Akteure mit demographischen Veränderungen und deren Folgen umgehen. Welche unterschiedlichen Faktoren beeinflussen, wie sich Betroffene in ländlichen Räumen selbst organisieren? Formen sind dabei womöglich weniger von der Größe, als den historisch bedingten Strukturen des politischen, Vereins- und Kulturlebens geprägt.

Antje Jantsch (Halle an der Saale) beschäftigt sich mit sozialen Vergleichsprozessen und ob sich diese zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung in Deutschland unterscheiden. Vor dem Hintergrund von Veblens sog. *conspicuous consumption theory* stellte sie einen Modellierungsansatz zum Zusammenhang zwischen Zufriedenheit und Vermögen vor. Ihre zentrale Frage ist, wie die individuelle Zufriedenheit mit dem

durchschnittlichen Vermögen der relevanten Vergleichsgruppe zusammenhängt und ob die Verteilung des Vermögens innerhalb dieser Gruppe eine Rolle für die Zufriedenheit spielt.

Zwei Arbeiten waren durch die aktuellen Debatten um Landnahme und Landgrabbing inspiriert. Die Frage nach einer Verbindung zwischen Landwirtschaft, Verteilung von Landeigentum und Leben im ländlichen Raum stellte *Ramona Bunkus* (Halle an der Saale). *Felicitas Sommer* (Leipzig) stellte ihre geplante Untersuchung von Deutungsmustern und Legitimationsnarrativen neuer Investitionsformen im Rahmen der Untersuchung von Landkonzentration, Finanzbeziehungen und Bedeutungen von Agrarland in Ostdeutschland vor.

Die Dimensionen persönlicher Überzeugungen im Handeln von LandwirtInnen lotet *Anika Bolten* (Kassel) in ihrer Untersuchung von AussteigerInnen aus der Bio-Landwirtschaft aus. Wie wird mit möglichen mentalen Dissonanzen umgegangen, wenn Bio-Landwirtschaft mehr als nur eine Produktionsweise, sondern darüber hinaus ein Lebensentwurf ist?

Julia Gutjahr (Hamburg) referierte die Ambivalenzen der Mensch-Tier-Beziehung in der Nutztiermedizin und die Konstruktion von Geschlecht. Ausgangspunkt ist eine zunehmende Feminisierung der Tiermedizin. Wirkt sich damit eine Veränderung der Berufsfeldsozialisierung auch auf die Triade Klient-Patient-Mediziner im Spannungsfeld zwischen ethischen Fragen und Wirtschaftlichkeit bezüglich der meist weiblichen Tierkörper aus?

Einen Vergleich zwischen historischen und aktuellen Formen der Professionalisierung in landwirtschaftlichen Kooperativen stellte *Moritz Maurer* (Basel) vor. Ihn interessiert, wie unterschiedliche Qualitäten der Professionalisierung durch die gesellschaftlichen Kontexte gegeben und letztere netzwerkartig strukturiert sind.

Ergebnis des Workshops waren Einblicke in die Erforschung der Land-, Ernährungswirtschaft und ländlicher Räume. Ländliche Lebensweisen sind nicht nur und nicht mehr vorrangig von der Landwirtschaft geprägt. Jedoch bedingt Ländlichkeit, im Sinne geringer Besiedlungsdichten und kleinteiliger Siedlungsstrukturen, einen Kontext, in dem sich allgemeine gesellschaftliche Fragen unter Umständen anders darstellen als in Städten und Stadtregionen. Gleichzeitig werden Technologieentwicklung, Steuerungsprozesse und Finanzierung der Agrarwirtschaft auch von Städten aus koordiniert. Daher sind Stadt und Land keine getrennten Welten, sondern müssen in aufeinander bezogenen Stadt-Land-Konfigurationen gedacht und analysiert werden.

Eine Verbindung zwischen den Teilnehmenden war die starke Praxisnähe und das geteilte Interesse am Themenfeld »Land«. Mit dem Interesse, die weiteren Kontexte der eigenen Problemstellung zu erfassen, wurden auch verschiedene Perspektiven und Phänomene relevant.

Das Seminar bot hierfür einen sehr guten Rahmen, weil großzügige Slots und eine gute Vorbereitung die intensive Beschäftigung mit den einzelnen Beiträgen ermöglichten und es in einer konstruktiven und kollegialen Arbeitsatmosphäre stattfand. Liegende Schafe auf dem Fußballstreifen und Pferde in der Einfahrt der Workshop-Location in Mecklenburg-Vorpommern rahmten die Veranstaltung sehr passend. Eine regelmäßige Wiederholung dieser Veranstaltung, z.B. im jährlichen Rhythmus, wurde angeregt. Auf der Seite <http://ruralophil.de/> soll ebenfalls ein Austausch über das Ländliche in Forschung, Film und Literatur entstehen.

Felicitas Sommer

In memoriam Peter L. Berger (17. März 1929 – 27. Juni 2017)

Über Jahrzehnte hinweg hat Peter L. Berger als Theoretiker einer durch Pluralisierung gekennzeichneten Moderne, als Beobachter der Religionen in einer durch Säkularisierung gewandelten Welt und als Analytiker kultureller Anteile wirtschaftlicher Entwicklung den wissenschaftlichen Diskurs und öffentliche Debatten in Amerika und weit darüber hinaus mitbestimmt. Gerade erst begonnen hatte hierzulande die Rezeption seiner im Alter von 85 Jahren in »Many Altars of Modernity« (2014) formulierten Thesen multipler Pluralismen und der Gleichzeitigkeit von Säkularität und Religiosität, die er als neues Paradigma verstanden wissen wollte.

Für die Soziologie am folgenreichsten war die Zusammenarbeit Peter L. Bergers mit Thomas Luckmann (1927-2016), aus der das eine Allgemeine Soziologie begründende Werk »The Social Construction of Reality« (1966) hervorging. Heute ein soziologischer Klassiker war es nicht nur für die Wissenssoziologie richtungweisend, sondern fordert den soziologischen Diskurs schlechthin bis heute heraus. Denn in dieser phänomenologische und anthropologische Zugänge integrierenden Perspektive geraten anders als in je verabsolutierenden Konstruktivismen, Relativismen, Materialismen, Realismen und Soziologismen auch die Grenzen – Grenzen menschlicher Handlungen und sozialer Konstruktionen, Grenzen des Wissens und der Sozialwelt und nicht zuletzt auch Grenzen der Soziologie – in den Blick.

Diese Soziologie als Disziplin, der er schon früh Methodenfetischierung und Ideologisierung angelastet hatte, war Peter L. Berger über die Jahre hin fremd geworden. Dabei hatte er, vor allem in seinem Frühwerk, das Fach mit vielgelesenen Einführungsbüchern bereichert – allen voran mit der im Deutschen lange vergriffenen »Invitation to Sociology« (1963), deren Neuauflage im UVK in Kürze schon wieder in der zweiten Auflage erscheinen wird, aber auch im gemeinsam mit seiner Frau Brigitte verfassten Lehrbuch »Sociology – A Biographical Approach« (1972) sowie in der zusammen mit seinem Schwager Hansfried Kellner publizierten Abhandlung »Sociology Reinterpreted« (1981). Modernisierungstheoretischer Ertrag der Kooperation von Berger, Berger und Kellner war bekanntlich »The Homeless Mind: Modernization and Consciousness« (1973).

Diese drei am engsten mit ihm verbundenen wissenschaftlichen Weggefährten sind noch vor Peter L. Berger gestorben: die Bostoner Universitätsprofessorin Brigitte Berger, geb. Kellner, am 28. Mai 2015,¹ Thomas Luckmann, Professor an der Universität Konstanz, am 10. Mai 2016² und der Frankfurter Universitätsprofessor Hansfried Kellner nur wenige Tage vor ihm am 24. Juni 2017.³

Schreiben war seine Berufung: Neben den genannten hat Peter L. Berger zahlreiche weitere Bücher verfasst, die zu Bestsellern und in viele Sprachen übersetzt wurden. Auch war er Herausgeber einer Vielzahl von Sammelbänden wie »Many Globalizations« (2003) mit Samuel P. Huntington und Verfasser kaum überschaubar vieler Aufsätze in Fachjournalen und Magazinen. In den letzten Jahren war er Autor eines aktuellen politische Vorkommnisse beleuchtenden Blogs, dessen letzter Beitrag wenige Wochen vor seinem Tod erschienen ist. In jungen Jahren hat er mit »The Enclaves« (1965) und »Protocol of a Damnation« (1975) zwei Romane verfasst, dessen erster noch unter Pseudonym erschienen ist. Noch vor dem Erscheinen des gemeinsam mit Anton Zijderveld verfassten »In Praise of Doubt« (2009), dessen Titel auf die Schrift »In Praise of Folly« des niederländischen Humanisten Erasmus von Rotterdam anspielt, entwickelte er die Idee für die akademische Autobiographie »Adventures of an Accidental Sociologist« (2011), in der er selbst die Genese seines wissenschaftlichen Denkens rekonstruiert. Kurz: Sozusagen grundsätzlich war er nach Beendigung des einen Buches ruhelos, bis der Entwurf für das nächste Gestalt annahm.

In den drei Jahre zuvor erschienenen Memoiren »Im Morgenlicht der Erinnerung« (2008) schildert Peter L. Berger eine als überwiegend glücklich erfahrene Kindheit und Jugend und interpretiert sie infolge der vielfältigen Wahlmöglichkeiten, die sich in seiner Biographie offenbaren, als Fallstudie der Situation des modernen Menschen. Mit Erstaunen und zunehmend misstrauisch nahm er das Medienecho zur Kenntnis, welches das Erscheinen dieser Erinnerungsschrift, das von ihm gänzlich ungeplant mit dem 70. Jahrestag des »Anschlusses« zusammenfiel, in Österreich begleitet hat. In allen Interviews hat er sich ausdrücklich dagegen verwahrt, zu einem Opfer

1 Vgl. den Nachruf, den Peter L. Berger selbst in »The American Interest« am 17. Juni 2015 veröffentlichte, www.the-american-interest.com/2015/06/17/an-obituary/, letzter Aufruf 16. August 2017.

2 Vgl. Hans-Georg Soeffner, Konstruktiver Realismus – Zur Erinnerung an Thomas Luckmann. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17. Mai 2016; sowie Hubert Knoblauch, In memoriam Thomas Luckmann, Soziologie, 45. Jg., Heft 3, 2016, 335–341.

3 Vgl. den Nachruf von Joachim Renn in diesem Heft, S. 478 ff.

des Nationalsozialismus stilisiert zu werden. Darin kommt ein Wesenszug Bergers zum Vorschein: Wie dem Protagonisten in Musils »Mann ohne Eigenschaften« war ihm jegliche Subsumption unter eine Kollektivkategorie suspekt – sei es Opfer des Nationalsozialismus, jüdischer Emigrant, gläubiger Christ oder konservativer Intellektueller. Kollektivismen erachte er wie alle *Ismen* als billige Lösungen für das Problem der Irritation aller Ordnungssysteme der modernen Welt ebenso wie für das der Identität des Menschen in der Modernität. Wie für Musil bietet auch für Berger die Verschmelzung der Ichs in einer »verträumten Einigkeit« einer Kollektivzugehörigkeit nur illusorischen Trost.

Österreich, das ihm 2016 das Große Silberne Ehrenzeichen für die Verdienste um die Republik verliehen hat, war er trotz der erzwungenen Auswanderung über Palästina in die Vereinigten Staaten, in denen er eine Heimat fand hat, eng verbunden. Die Jahre in Palästina präsentierten sich ihm im Rückblick vor allem als eine Zeit der religiösen Identitätssuche, die mit der Ankunft in seinem »gelobten Land« Amerika ihren Abschluss gefunden hat. Der Zeit seines Lebens von der Habsburg-Monarchie faszinierte gebürtige Wiener jüdischer Abstammung erarbeitete sich im Selbststudium theologischer und philosophischer Schriften aus der Bibliothek der deutschen lutherischen Kirche in Haifa ebenso eine profunde theologische Bildung wie einen überzeugten lutheranischen Protestantismus. Bei seiner Ankunft in New York ist Peter L. Berger denn auch zum Theologiestudium entschlossen, um seinen als Berufung erfahrenen Wunsch zu realisieren, evangelischer Pfarrer zu werden. Zweckdienlicher dafür, mit dem amerikanischen Gesellschaftssystem vertraut zu werden, erscheint ihm zunächst jedoch das Soziologiestudium.

Seine Entscheidung für die *New School for Social Sciences*, damals der einzigen Universität in New York, an der er, dazu gezwungen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, abends studieren konnte, war richtungweisend: Hier, an der 1934 gegründeten *European University in Exile*, die später in *Graduate Faculty of Social and Political Studies* umbenannt wurde, kam Berger mit der europäischen Tradition der Geistes- und Sozialwissenschaften in Berührung, die ihn für die Soziologie einnahm.

Die Einberufung zum Militärdienst verhinderte seine Mitarbeit an einem von Carl Meyer geleiteten Forschungsprojekt über die Religion im Nachkriegsdeutschland – eine Tätigkeit, die dann sein Freund Thomas Luckmann übernahm, den er in einem Seminar bei Karl Löwith kennen gelernt hatte. Im Rahmen einer Anstellung als Studienleiter an der Evangeli-

schen Akademie in Bad Boll befasste Berger sich dann zwei Jahre später zwar doch mit Religion und Kirche in Deutschland. Schnell zog es ihn aber an die amerikanische Universität zurück: Nach intensiven Lehrjahren am *Women's College* der *University of North Carolina* (1956–1958) und am *Hartford Theological Seminary* (1958–1963) wurde Berger 1963 an die *New School for Social Research* berufen. Damit gingen gleich zwei Wünsche in Erfüllung: Er unterrichtete fortan an einer soziologischen Fakultät und er traf zumindest in der Anfangszeit auf jenes anregende intellektuelle Klima, für das die *Graduate School for Social and Political Sciences* während und nach dem Zweiten Weltkrieg berühmt geworden war.

Angeregt durch leidenschaftliche Debatten in Seminaren intensivierte sich Peter L. Bergers soziologische Publikationstätigkeit. Thomas Luckmann, Hansfried Kellner, Stanley Pullberg und Maurice Nathanson bildeten mit ihm zusammen jene Diskussionsrunde, in der die Konzeption von »The Social Construction of Reality« entwickelt wurde. Aber auch in dieser Zeit riss Bergers Interesse an religionssoziologischen und theologischen Fragen nicht ab: Neben zahlreichen Artikeln und Aufsätzen in Fachjournalen und Publikumszeitschriften erschienen mit großen Auflagen und stark rezipiert die Bücher »The Sacred Canopy« (1967) und »A Rumor of Angels« (1969).

Für seine Wahrnehmung innerhalb der US-amerikanischen Soziologie war aber auch seine politische Haltung relevant: Ende der 1960er Jahre protestierte der die amerikanische Kriegsführung aus humanistischen Gründen ablehnende Berger gegen die Indochina-Politik der USA und wurde als Berater im gegen den Vietnam-Krieg opponierenden Lenkungsausschuss der *Clergy and Laymen Concerned about Vietnam* tätig. Mit der Befürchtung, dass Lateinamerika zu einem weiteren Standort für vergleichbare amerikanische Interventionen avancieren könnte, wuchs Bergers Interesse für Entwicklungsprobleme der Dritten Welt. Mit dem Wechsel an die *Rutgers University* in New Jersey (1971–1979) wurden dann Modernisierung und die Auseinandersetzung mit Marxismus, Sozialismus und Kapitalismus als Rahmen wirtschaftlicher Entwicklung für ihn zum bestimmenden Thema. Ein Schlüsselerlebnis hierfür war die Begegnung mit Ivan Illich in Mexiko: In der Auseinandersetzung mit dessen entschiedener Modernisierungskritik reifte Bergers Befürwortung von Marktwirtschaft und Demokratie als Fortschrittstreiber. Seine Weigerung, sich im Zuge der Fehlinterpretation der »Social Construction« als theoretische Anleitung zur Revolution für die linke Protestbewegung vereinnahmen zu lassen, und die Initiie-

rung des *Hartford Appeal for Theological Affirmation*, in der die achtzehn prominenten christlich-intellektuellen Unterzeichner eine Reihe von ihnen als säkular gewerteten Auffassungen im zeitgenössischen Protestantismus problematisieren, verfestigten Bergers Image eines Konservativen in den 1970er Jahren.

Der zweite Höhepunkt seiner akademischen Karriere begann mit der Berufung Bergers 1981 an die *Boston University*. Mit der Gründung des *Institute for the Study of Economic Culture* (ISEC) 1985 gelang es ihm, seine Vorstellung eines intellektuellen Unternehmertums im universitären Kontext zu realisieren. Mit »The Capitalist Revolution: fifty propositions about prosperity, equality and liberty« (1986) schrieb er gewissermaßen die Programmatik des jungen Instituts. Die hierin entwickelte »neo-weberianische« Frage nach dem Verhältnis von Kultur und ökonomischer Entwicklung schließt politische Konsequenzen insofern ein, als Berger Demokratisierungstendenzen für eine wahrscheinliche Folge erhöhter Prosperität, das heißt, wirtschaftlichen also als politischem »Fortschritt« vorausgehend, erachtete. Während sich die ersten Projekte den Auswirkungen je dominierender religiöser Bewegungen in bestimmten Regionen der Welt – Pentekostalismus in Lateinamerika und Afrika, (Neo-)Konfuzianismus in Asien – widmeten, weitet sich die Themenstellung mit der Gründung des *Institute on Culture, Religion and World Affairs* (CURA) auf die »Wahlverwandtschaft« soziokulturellen Wandels und wirtschaftlicher Entwicklung in verschiedenen Weltregionen aus. Das 2000 mit einer Spende des *Pew Charitable Trusts* in Höhe von 2,5 Millionen US Dollar finanzierte Institut wurde 2003 mit dem ISEC zusammengelegt und bis 2009 von Berger geleitet.

Peter L. Bergers enorme, in über 50 Jahren kaum je nachlassende Produktivität ist nicht nur auf sein unbestreitbares Talent zum Schreiben zurückzuführen. Sie erklärt sich vielmehr aus dem doppelten Antrieb, Phänomene wertfrei beschreiben und auf ihre ethischen Implikationen hin durchdringen zu wollen. Die Wissenssoziologie bildet gleichsam das Gegengewicht zu seinen letztlich religiös motivierten moralischen Überzeugungen. Als Schlüssel – vielleicht zu seinem Gesamtwerk, jedenfalls aber zum Verständnis seiner Person und seiner Persönlichkeit – lese ich »Redeeming Laughter. The comic dimension in human experience« (1997). Denn wer das Vergnügen hatte, Peter L. Berger persönlich kennenzulernen, wurde nicht nur Zeuge einer überaus humorvollen Intellektualität, sondern konnte auch einen ebenso leidenschaftlichen Witze-Sammler wie unermüdlichen Witze-Erzähler erleben: Komik ist ihm zufolge eine anthropologische

Konstante, deren Wesen im Versprechen von Erlösung besteht. Religiöser Glaube, aus dem er persönlich nie einen Hehl gemacht hat, ist die in pluralisierten Zeiten immer schwerer erlangbare Gewissheit oder zumindest Hoffnung, dass dieses Versprechen eingelöst wird. Peter L. Berger ist am 27. Juni 2017 im Alter von 88 Jahren gestorben. Unser Fach hat mit ihm den weltweit bekanntesten Wissens- und Religionssoziologen verloren.

Michaela Pfadenhauer

In memoriam Hansfried Kellner (29. April 1934 – 24. Juni 2017)

Einst hatte sich Hansfried Kellner, als noch junger Weggefährte der Wissenssoziologie Peter Bergers und Thomas Luckmanns, in die Archive der *University of Chicago* begeben. Er war entschlossen, sich durch den Nachlass George Herbert Meads zu arbeiten, um seiner geplanten Herausgeber-schaft Meadscher Schriften weitere Grundlagen zu verschaffen. Zu berichten hatte er später aber, ebenso augenzwinkernd wie ernsthaft, nicht vorrangig von erregenden Funden und ertragreicher philologischer Schatz-suche, sondern vielmehr vom verblüffenden Missverhältnis zwischen den dort aufgetürmten Bergen von Papieren, der Hinterlassenschaft des Charles Sanders Peirce, und der höchst überschaubaren Ansammlung von unscheinbaren Kartons, in denen die Manuskripte Meads versammelt waren.

Die Größe eines intellektuellen Werkes hängt eben nur unter anderem, nebenbei und höchst lose an der materiellen Substanz und Extension des Notierten. Reputation und Wirkungsgeschichte sind überdies zu großen Teilen Effekte auch jener selektiven Konstitution sozialer »idola«, von denen die Wissenssoziologie so viel zu erzählen hat. Aus der Archiv-Recherche wurde durch die ihm eigene Erfahrungsattitüde bei Hansfried Kellner nicht nur eine akademische Vorarbeit, sondern: *eine gute Geschichte*, eine von den vielen, die er wie kaum ein anderer zu erzählen wusste, so nämlich, dass im Anekdotischen, vorgetragen mit einer entwaffnenden, hellen Freude an der Komik des unbarmherzig Wirklichen, die tiefe Hochachtung vor dem intellektuellen Erbe, das den Späteren Maßstäbe setzt, spürbar und gewürdigt bleibt. Herausgegeben und eingeleitet hat Hansfried Kellner Meads »Philosophie der Sozialität« dann doch (Kellner 1969); an der Substantialität der Arbeiten Meads und an dessen Rang als bedeutender Wegbereiter hatte Hansfried Kellner, trotz höchster Sensibilität für die komischen Konnotationen offiziöser Institutionen, zu zweifeln keinen Grund. Ganz im Gegenteil zeigen Hansfried Kellners Arbeiten, so wie es seine Ausführungen in der intellektuellen vis-à-vis-Auseinandersetzung stets getan haben, mit welcher ernsthafter Wertschätzung, mit welcher skrupulösen Liebe zum Detail und mit welcher Ferne zu jeder außengeleiteten, leichtfertigen Instrumentalisierung es ihm eine unbedingte Verpflichtung war, die Gründerväter George Herbert Mead, Alfred Schütz, nicht weniger Max Weber und – was echte Kernbereiche erfahrungsoffenen Denkens angeht: Edmund Husserl hochzuhalten und dem Nachwuchs auf unaufdringliche,

aber beispielgebende Art nahezubringen. Die Größe eines intellektuellen Werkes kann eben auch an der *prima facie* eher unauffälligen, eher leisen Lehrtätigkeit hängen. Hansfried Kellner war ein Meister der diskreten, der vermeintlich ironisch distanzierenden, bei entsprechender Resonanz aber fesselnden und reich beschenkenden Attitüde im Umgang sowohl mit dem kleinen, nur dem Anschein nach geringfügigen, empirischen Befund als auch mit der soziologischen und der philosophischen Tradition. Schmunzelnd konnte er die Jüngeren laufen und sich vermessen an der Klassik austoben lassen, und wusste doch, ohne große Geste, Wirkung zu erzielen, indem er die vordergründig verspielt wirkende Passion noch für die kleinsten lebensweltlichen Regelspiele auf sanft einladende Weise zu überführen verstand in eine ernste Phänomenologie der grundlegenden Konditionen des Sozialen, dabei nie um einen Scherz mit entschlüsselungs-verpflichtendem Tiefgang verlegen.

Diesseits seiner Schriften, in denen Hansfried Kellner oftmals vielleicht zu bescheiden in eigener Sache am Generationen umspannenden Flechtwerk einer ebenso im Allgemeinen wie im Detail aussagekräftigen Wissenssoziologie gearbeitet hat, verkörperte er *performativ* eine soziologische Erfahrungswissenschaft im Horizont jener Gestalt der Aufklärung, die sich das Lachen nicht verbietet. Im Medium der Person, die ausgiebig Erfahrungen mit Licht wie mit Schatten der erlösungsfernen Existenz machen musste, hat sich in Hansfried Kellner geradezu somatisch die Fähigkeit entfaltet, der sozialen Wirklichkeit illusionslos, genau, dabei aber passioniert und grundsätzlich nachsichtig zu begegnen. Darin liegt, im Persönlichen wie im Akademischen, das Muster für eine Form gelebter Wissenssoziologie, die sich die »Dialektik« der Verschränkung zwischen »Externalisierung« und »Internalisierung« typisierten sozialen Sinnes, vor allem: die vielgestaltigen und dauerhaft prekären Mesallianzen zwischen subjektiven und gesellschaftlichen Sinnhorizonten nicht nur zum Thema, sondern mehr noch zur Partitur des eigenen Forschens, Lehrens, ja Lebens macht.

Hansfried Kellner war ein begeisterter Phänomenologe, ein reputierter Soziologe, ebenso ein leidenschaftlicher Kenner der Literatur wie ein Liebhaber der Physik, ein passionierter, wenn auch dem Wettkampf entsagender Schachvirtuose. Und er war inmitten all dieser Passionen schon in frühen Phasen seines Weges Teil und Träger der heute schon klassischen, phänomenologisch, aber auch philosophisch-anthropologisch und pragmatisch inspirierten Wissenssoziologie der ersten Nachkriegsgeneration. Schon ab 1961 studierte Kellner in New York an der *New School for Social*

Research bei bedeutenden Phänomenologen wie Aron Gurwitsch, Werner Marx und Dorian Cairns. Er erlebte Hannah Arendt und traf schließlich auf Thomas Luckmann, mit dem ihn eine lebenslange Zusammenarbeit und Freundschaft verbinden sollte; ein Verhältnis, das akademisch nicht ohne Ecken und Kanten, immer wieder, etwa bei gemeinsamer Unternehmung in den Flussläufen der Welt, sich durch große Vertrautheit auszeichnete. Die enge Zusammenarbeit mit Peter L. Berger und Brigitte Berger, geb. Kellner, dokumentierte sich bald in der heute noch einschlägigen, in ihrem Grundmotiv einer Analyse der »unbehaglichen« Modernität unüberholt relevanten Arbeit: »The Homeless Mind: Modernization and Consciousness« (Berger, Berger, Kellner 1973 – auf Deutsch erschienen 1976 unter dem Titel: »Das Unbehagen in der Modernität«). Ob er nun Hansfried Kellner selbst zuzurechnen ist, oder nicht – der diagnostische Satz: »Die Subjektivität erlangt bislang ungeahnte Tiefen« (Berger, Berger, Kellner 1976: 71), der im genannten Werk einen individualisierenden Effekt moderner Institutionenlagen namhaft machen sollte, beschreibt neben der gesellschaftlichen Konstellation indirekt eine *wissenssoziologische* Haltung, für die Hansfried Kellner einstand: Das Wissen um die verbreitete sozial standardisierte »Paketierung« (ebd.: 67) selbst noch der hoch-individualisierten Lebensführung treibt weit entfernt von jeglicher Resignation auch das »Subjekt der Forschung« in eine vertiefte Sensibilität für den »Witz« der Phänomene; die unambitionierte Einsicht in das imperative Mandat der gesellschaftlichen Typisierungen löst eine Hellhörigkeit aus, die auf den Gestus des Außerordentlichen, des Allerneusten und nie Gehörten verzichten kann, weil sie durch indirekt mitgeteilte personale Konnotation die Verschmelzung mit dem Typus, mit dem Standard und mit einer fetischisierten Normalität längst schon vermeidet. Diese Haltung wahrt die Form, und sie würdigt den *state of the art*, aber sie transzendiert die Routine durch die jederzeit aufrufbare Bereitschaft, den Eitelkeiten und dem Ehrgeiz mit innerem Amüsement die kalte Schulter zu zeigen.

Hansfried Kellner richtete sich zwar äußerlich in der Mitte seiner Laufbahn in Frankfurt am Main ein, blieb aber im Inneren in befreiender Distanz zu manchen konventionellen Erwartungen und hochgeschossenen Reformdoktrinen. Nachdem er 1965 zurück nach Deutschland gegangen war, Assistentenstellen bei Friedrich H. Tenbruck und Thomas Luckmann angenommen und wieder quittiert hatte, wurde er 1982 in Frankfurt auf den zwischenzeitlich von Horst Baier übernommenen Lehrstuhl Adornos berufen. Diese indirekte Übergabe des Staffels tabs von der Kritischen

Theorie zu einer phänomenologischen Wissenssoziologie mit großer Sympathie für Weber könnte zwar als Bruch einer möglichen Kontinuität erscheinen. Es würde indessen genügen, Hansfried Kellners Anteil an der Analyse der Ehe als der reziproken Konstitution einer teilentkoppelten Lebenswelt oder seine Lektüre Musils zu studieren, um darin zwischen den Zeilen auf Kellners implizite Konzeption »unverstellter« soziologischer Erfahrung zu stoßen. Es fänden sich in der Kellnerschen Zugangsweise zum soziologischen »Datum« so manche tiefliegenden, aber substantiellen Verbindungen zu eben jenen Motiven der Positivismus-Kritik Adornos, die vollkommen jenseits konservativer Kulturkritik die Empfindlichkeit pflegt für die Beschädigungen subjektiver Autonomie. Nur, dass der eine eben mit Hegel auf den total anderen Zustand des Ganzen beharren musste, wo der andere, der Spätere, über Webers letztlich resignativen Heroismus wissenschaftlicher Vergeblichkeit hinaus gerade mit Husserl den Spielraum des Individuums in der attentionalen Nische des sardonischen Gelächters zu finden wusste.

So fern ist die Wissenssoziologie der Kritischen Theorie, einmal abgesehen von der höchst indirekten und allenthalben eher als unangenehm empfundenen Verwandtschaft in puncto Ideologiekritik (wenigstens, wenn man an Karl Mannheim denkt), in ihrer von Hansfried Kellner realisierten, performativen Variante dann doch nicht, darin ganz ähnlich dem Methoden-Großprojekt von Ulrich Oevermann, des langjährigen befreundeten Nachbarn Kellners.

Hansfried Kellner arbeitete über die Jahre auf verschiedenen Feldern der empirischen Analyse, beschäftigte sich dabei beispielsweise in klarer Distanz zu jeglicher Drittmittel-Akrobatik ausführlich mit den Erscheinungsweisen und den Implikationen wechselnder Formen der Wirtschaftsberatung (Kellner 1999; Bohler, Kellner 2004), und er beteiligte sich überdies fortwährend und mit langem Atem an der ewig jungen Rekonstruktion der wissenssoziologischen Klassik mit gesonderter Vorliebe für Alfred Schütz (Kellner, Renn 2005). Unaufgeregt und in der inneren Freiheit des lebensweisen Verzichts auf den blendenden Effekt ist er dabei alle Zeit der performativen Maxime erfahrungsoffenen Forschens gefolgt. Hansfried Kellner vermochte es auf ansteckende Weise, sich das unpathetisch menschenfreundliche Vergnügen auch an den ungewollt komischen Seiten gesellschaftlich gepflegter Leichtgläubigkeit und Selbstverkenning zu bewahren. Und er wusste immer genau, wie die gebotene Differenz zwischen Amüsement und Mangel an Ernsthaftigkeit am soziologischen Befund

selbst sorgfältig zu exemplifizieren ist. Diese Leidenschaft für die Mehrdeutigkeit des Gegenstandes und für den Witz, der in der Sache stets auch zu finden ist, bedeutet keine nebensächliche, keine verzichtbare oder idiosynkratische Zutat zu einer seriösen wissenssoziologischen Empirie. Sie gehört als eine sehr spezielle, bemerkenswert uneitle Variante der Humanität zum Kernbestand einer Wissenssoziologie, die sich nicht in einem sterilen Konstruktivismus verliert, der die methodische Distanz zu sozialen Geltungs-Bedürfnissen mit dem indifferenten Abstand zu sämtlichen Forderungen der Vernunft verwechselt. So gehörte und gehört Hansfried Kellner zur Tradition, zum Bestand, zum Programm und zur Zukunft der etablierten Wissenssoziologie, sowie die Wissenssoziologie ihrerseits Leben und Arbeit Hansfried Kellners geprägt hat.

Im Juni dieses Jahres ist Hansfried Kellner in München verstorben. Die Wissenssoziologie, Kollegen und Kolleginnen, die Freundinnen und Freunde, die ihm nahe sein durften, die Soziologie als leidgeprüftes Fach und überhaupt ein intellektuelles Leben, das im akademischen beheimatet, dort aber nie ganz zuhause ist, sie alle sind ärmer geworden ohne ihn.

Joachim Renn

Verweise

- Berger, P.L., Berger, B., Kellner, H. 1973: *The Homeless Mind. Modernization and Consciousness*, New York: Random House.
- Berger, P.L., Berger, B., Kellner, H. 1976: *Das Unbehagen in der Modernität*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Bohler, K.F., Kellner, H., 2004: *Auf der Suche nach Effizienz. Die Arbeitsweise von Beratern in der modernen Wirtschaft*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Kellner, H. 1969: Einleitung, In G.H. Mead, *Philosophie der Sozialität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9–39.
- Kellner, H. (Hg.) 1999: *Die Bedeutung der Unternehmensberatung im ostdeutschen Transformationsprozess*. Frankfurt am Main: Unveröffentlichter DFG-Abschlussbericht.
- Kellner, H., Renn, J. (Hg.) 2005: *Alfred Schütz, Philosophisch-Phänomenologische Schriften. Studien zu Max Scheler, William James und Jean-Paul Sartre*, Alfred Schütz Werkausgabe, Band III.2. Konstanz: UVK.

Habilitationen

Dr. Andrea Glauser hat sich am 19. Juni 2017 an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Vertikales Bauen in Europa – Zur Soziologie von Stadt und Globalisierung«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Uwe Krähnke hat sich am 19. Juli 2017 an der Humboldt-Universität Berlin habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Reflexiver Konformismus in einer gierigen Institution. Zum Habitus der Mitarbeiter des DDR-Geheimdienstes«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Call for Papers

Handeln = Herstellen?

Unterwegs zu einem postpoietischen Paradigma

Gründungsworkshop für die AG Postpoietisches Paradigma am 2. und 3. Februar 2018 an der Universität Duisburg-Essen

Menschen handeln. – Das scheint evident, wenn auch in Philosophie und Soziologie zum einen der Begriff des Handelns oft infrage gestellt und zum anderen versucht wird, den Anwendungsbereich dieses Begriffs auf Natur und Artefakte zu erweitern. Jedoch setzen ihn alle modernen Institutionen, vor allem das Rechtssystem, mehr oder weniger stillschweigend voraus. Handeln bedeutet innerhalb der akteursorientierten soziologischen Theorien üblicherweise das zielgerichtete, intentionale Verhalten. Der Akteur bemüht sich, seine Ziele nach der – stets subjektiven – Abwägung der geeignetsten Mittel zu realisieren. In diesem Modell – in der philosophischen Tradition *poiesis* genannt – wird der Sinn des Handelns mit dem zu realisierenden Zweck identifiziert.

Es war Martin Heidegger, der bemerkte, dass dieses in der europäischen Denktradition überlieferte und als selbstverständlich angenommene Modell des Handelns als *poiesis* mit zwei anderen Annahmen zusammenhängt: Erstens dem Sein als Hergestellt-Sein und Vorhanden-Sein; zweitens der linearen Zeitvorstellung, der zufolge Vergangenheit nur die vergangene Gegenwart und die Zukunft nur die herannahende Gegenwart bedeutet. Die lineare Zeit als Kontinuum – also ohne Bruch – ist zugleich eine unentbehrliche Voraussetzung für die kausale Erkenntnis und die kausale Zurechnung. Max Webers Beharren auf der kausalen Erkenntnis und das Zweckhandeln als soziologische Grundkategorie sind die beiden Seiten derselben Medaille. Seitdem versuchte die soziologische Handlungstheorie mehrere Korrekturen an diesem poietischen Paradigma, die wesentliche Bestimmung blieb jedoch unangetastet. Sowohl der *Homo oeconomicus* als

auch der *Homo sociologicus* lassen sich als Variante des herstellenden Verhaltens (*poiesis*) ansehen. Zwecke und Normen realisieren bzw. bekunden sich als Handlungssinn durch bzw. im Handeln. Was durch menschliches Verhalten (Handeln) geäußert und objektiviert wird, variiert von Theorie zu Theorie. Hierzu gehören nicht nur Zwecke, Ziele und Absichten, sondern auch Werte und Normen, nicht nur explizites Wissen im Bewusstsein, sondern auch das vom Körper getragene, implizite Wissen (Habitus). Das Grundschema des herstellenden Verhaltens aber – die Realisierung von etwas, was vor dem Tun irgendwo und irgendwie potenziell schon vorhanden ist, durch das menschliche Verhalten (Handeln), die Objektivierung des Subjektiven – bleibt unerschüttert, weil man die beiden anderen Annahmen über Sein und Zeit nie infrage gestellt hat.

Andererseits unterschlug schon Max Weber keineswegs den idealtypischen Charakter zweckrationalen Handelns. Dass ein Mensch hinsichtlich des Zweckes, Mittels oder Werts bewusst agiert, ist eher ein Grenzfall. Der subjektive Handlungssinn existiert nicht immer *ex ante* (vor der Ausführung eines Handelns im »Bewusstsein« bzw. im Körper), sondern wird einer Tat *ex post* durch die rückblickende Konstruktion und (nicht selten) externe Beobachter zugewiesen. Insofern ist die poietische Kategorie des Handelns eine Kategorie der (Selbst-)Beobachtung mit der Funktion, die Komplexität der uns anschaulich gegebenen Wirklichkeit zu reduzieren und eindeutige, evidente und verständliche Sinnzusammenhänge zu generieren. Menschen handeln also nicht – zumindest nicht immer. Wahr ist, dass wir – seit Platon und Aristoteles, aber vor allem seit der Durchsetzung der Moderne – darauf getrimmt sind, bestimmte Vorgänge einschließlich der eigenen Körperbewegung als »Handeln« zu betrachten und zu beschreiben. Dieser historische Vorgang geht zugleich einher mit der Implementierung des modernen Subjekts als institutionelle Fiktion – als Handlungs- und Rechtssubjekt mit Bewusstsein und Verantwortbarkeit, wobei, wer nicht zweckmäßig handeln, sein körperliches Verhalten nicht unter Kontrolle bringen und sich nicht im Sinne der unterstellten Subjektfiktion selbst steuern kann, mit verschiedenen Etiketten (Natur, Frau, Kind, Orientaler, Proletarier usw.) aus der sozialen Welt exkludiert wird (Ariès, Foucault u.a.).

Das sozialtheoretische Poiesis-Paradigma zeigt bis heute mehrere konzeptionelle Schwächen. Dazu gehören (hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit), (1) dass sich die menschlichen Tätigkeiten nicht in *poiesis* erschöpfen, vor allem wenn es um Beziehungen zwischen Menschen geht. Außerdem ist der Sinn des Handelns nicht ausschließlich auf Absichten bzw.

Normen reduzierbar; ferner ist (2) nach diesem Modell die Zukunft nichts anderes als eine Folge der Vergangenheit, womit »die Zukunft als authentische Zeitform« gelegnet wird (Hannah Arendt, *Leben des Geistes*, Bd. 2, 1989: 18). In dieser Denktradition wird jedenfalls das Mögliche durch das herstellende Verhalten hier und jetzt realisiert und in das Wirkliche umgesetzt. Mit der Zukunftsoffenheit wird dann auch in der neueren Praxistheorie nur die Zweiwertigkeit bezeichnet, das heißt, ob Praktiken gelungen oder misslungen sind, fortgesetzt werden oder nicht. Es fällt in diesem Paradigma sehr schwer, etwas wirklich Neues, einen wirklichen Neuanfang zu denken (Problem der Emergenz); schließlich (3) wird diese Denktradition der Einzigartigkeit eines Individuums und der Pluralität der Menschen nicht gerecht. Jede Einzelhandlung bedeutet danach lediglich mal eine gute, mal eine schlechte Realisierung eines Zwecks und von Normen bzw. Vorgaben und Habitusformen.

Ausgehend von dieser Problemlage wird die Gründung einer neuen Arbeitsgruppe in der Sektion Kultursoziologie angestrebt, die sich der Rekonstruktion und Erforschung des postpoietischen Paradigmas als Alternative zum poietischen Paradigma der Handlungstheorie widmet. Zu den Fragestellungen der Arbeitsgruppe gehören beispielsweise – *auf der sozialtheoretischen Ebene*. Welche Alternativen zum Poiesis-Modell lassen sich (etwa im Anschluss an Heidegger, Arendt, aktuelle Überlegungen zum Begriff der Emergenz und des Ereignisses oder die Akteur-Netzwerk-Theorie Bruno Latours und anderer Agency-Konzepte) entwickeln? Welche Verbindungen von Formen menschlicher Tätigkeiten (Arbeit, Herstellen, Handeln ...) und Zeitvorstellungen können jenseits von *poiesis* und linearer Zeit gedacht werden? Wie wird die Soziologie der von Hannah Arendt postulierten Pluralität der Menschen theoretisch und methodisch gerecht?; *auf gesellschaftstheoretischer Ebene*. Unter welchen soziostrukturellen Bedingungen hat sich die Kategorie der *poiesis* durchgesetzt? Inwiefern hat die Rezeption des römischen Rechts und/oder des modernen europäischen Rechtssystems zur Implementierung der Kategorie der *poiesis* und zur Schaffung des modernen Handlungssubjekts mit Bewusstsein beigetragen? Ist *poiesis* eine Universalie, oder können wir uns ein Subjekt, eine Handlungstheorie, eine Gesellschaft vorstellen, die nicht durch diese Kategorie determiniert sind? Wie können wir ein Phänomen, das im Poiesis-Paradigma als irrational betrachtet wird (z.B. das Verzeihen), plausibler fassen? Welchen Stellenwert erhält die religiöse Erkenntnis im postpoietischen Denken?

Der geplante Gründungsworkshop strebt eine möglichst breite und systematische Ideensammlung bzw. Problemformulierung an. Bitte senden Sie Ihren Referatsvorschlag (max. 1 Seite) bis **31. Oktober 2017** an:

PD Dr. Takemitsu Morikawa
Universität Luzern
Soziologisches Seminar
Frohburgstrasse 3
PF 4466
CH-6002 Luzern
E-Mail: takemitsu.morikawa@doz.unilu.ch

Dr. Christian Dries
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Institut für Soziologie
Rempartstraße 15
D-79085 Freiburg im Breisgau
E-Mail: christian.dries@soziologie.uni-freiburg.de

Konflikte und Gewalt in öffentlichen Organisationen

2. Fachtagung Soziologie/Sozialwissenschaften im Öffentlichen Dienst am 15. und 16. März 2018 an der Kommunalen Hochschule für Verwaltung in Niedersachsen (HSVN)

In modernen Gesellschaften liegt das Gewaltmonopol beim Staat, und dieser betraut spezifische kollektive und individuelle Akteure mit der Ausübung dieses Monopols (z.B. Militär zur Abwehr äußerer Gewalt und Gewaltandrohung, Polizei und weitere Institutionen zur Gefahrenabwehr im Inneren). Gewalterfahrungen im öffentlichen Dienst sind aber nicht auf diese Institutionen beschränkt, vielmehr sehen sich auch Akteure weiterer Einsatzorganisationen (z.B. Feuerwehr, Rettungsdienste) zunehmend Gewaltandrohung oder -ausübung ausgesetzt, und auch im Verwaltungs- oder Schuldienst ist der Umgang mit Gewaltphänomenen ein relevanter Aspekt professionellen Handelns.

Zukünftigen Experten und Führungskräften des gehobenen Dienstes werden in verwaltungswissenschaftlichen Studiengängen die Grundlagen dieses professionellen Handelns vermittelt, wobei sie eine große Fächer-

vielfalt erfahren. In vielen Studiengängen liegen zwar die Schwerpunkte auf der Vermittlung rechtswissenschaftlicher und betriebswirtschaftlicher Fertigkeiten, aber neben diesen Fachrichtungen erwerben die Studierenden auch in den Bereichen der Soziologie und der Sozialwissenschaften entsprechende Kompetenzen. In ihrem späteren Berufsleben werden sie ständig in Kontakt mit unterschiedlichen Organisationen und Menschen(-gruppen) stehen, z.B. Bürgerinnen und Bürgern, Vorgesetzten sowie Kolleginnen und Kollegen, wobei es immer wieder zu Konflikten und Gewalt (bspw. Mobbing, Belästigung) kommen kann.

Welche Formen von Konflikten und Gewalt in öffentlichen Organisationen (z.B. Verwaltungen, Schulen, Universitäten, Hochschulen, Militär, Polizei, THW, Rettungsdienste, Feuerwehr) sind für das professionelle Handeln von besonderer Bedeutung? Wie werden Konflikte und Gewalt wahrgenommen und interpretiert? Welche Strategien und Techniken zum Umgang mit Konflikten und Gewalt gibt es in unterschiedlichen Organisationen des öffentlichen Dienstes? Welche Relevanz hat diese Thematik eigentlich im Studium und welche Lehrinhalte und Kompetenzen wären hier notwendig? Welche gesellschaftlichen Themen sollten behandelt werden und wie sollte die Lehre gestaltet werden? Welche Kompetenzen und Fertigkeiten müssen die Studierenden ausbilden, um auf ihre Tätigkeit im öffentlichen Dienst vorbereitet zu werden?

Am 15. und 16. März 2018 findet zu diesen Themen und Fragestellungen eine Tagung an der Kommunale Hochschule für Verwaltung in Niedersachsen (HSVN) statt. Dort wird es die Möglichkeit geben zu diskutieren, wie dieses Thema behandelt werden könnte und bspw. die Gestaltung der Lehre aussehen sollte, um den Studierenden fachliche Kompetenzen in diesem Bereich näher bringen zu können. Welche Bereiche sind aus gesellschaftlicher Sicht gefordert und welche Kompetenzen sind relevant?

Einen wichtigen Bereich im öffentlichen Dienst stellt die Aus- und Weiterbildung (z.B. Hochschullehre) dar. Für die Gestaltung der Lehre spielt nicht nur die Auswahl an Inhalten eine Rolle, sondern auch die Vielfalt der Methoden. Die Methode der Vermittlung von Kompetenzen zum angemessenen Umgang mit Gewalt- und Konflikten ist dabei sowohl für Lehrende als auch für Studierende relevant. Er beschränkt sich nicht auf die Dauer des Studiums, sondern setzt sich in der beruflichen Praxis fort. Über welche methodischen Kompetenzen bzgl. der Konflikt- und Gewaltforschung sollten die Studierenden in der öffentlichen Verwaltung verfügen? Daneben stellen sich auch methodische Fragen in anderen Bereichen:

Welche Relevanz haben z.B. der Umgang mit E-Learning und die empirische Sozialforschung im Berufsleben?

Diese und ähnliche Fragestellungen werden während der zweitägigen Tagung in Form von Präsentationen (Kurzvorträgen) und Diskussionsrunden beleuchtet, und sollen anschließend in einem Tagungsband verschriftlicht und veröffentlicht werden.

Zu der Tagung sind Referentinnen und Referenten sehr herzlich eingeladen, die einen Beitrag zur Soziologie in der öffentlichen Verwaltung leisten möchten. Dozierende und Forschende von Hochschulen und Forschungseinrichtungen der Verwaltung, Polizei und Bundeswehr, Experten des Militärs, der Feuerwehr und der Rettungsdienste etc., die sich mit solchen Themen und Fragestellungen beschäftigen und ihre Ergebnisse im Rahmen der Tagung vorstellen möchten, haben die Möglichkeit, ein Proposal (maximal 1 Din A4 Seite) bis zum **31. Oktober 2017** an die Veranstaltungsleiterin zu senden.

Die Tagung wird von der Kommunalen Hochschule für Verwaltung in Niedersachsen (HSVN) gemeinsam mit dem Berufsverband Deutscher Soziologinnen und Soziologen e.V. (BDS), Fachgruppe Verwaltung und dem Arbeitskreis Militär und Sozialwissenschaften e.V. (AMS) veranstaltet und findet an der HSVN in der Wielandstraße 8 in 30169 Hannover statt. Die Tagungsleitung übernehmen Prof. Dr. Johanna Groß (HSVN, Hannover) und Prof. Dr. Martin Elbe (ZMSBw, Potsdam).

Bei Rückfragen zur Tagung können Sie sich gerne per Mail oder Telefon melden.

Kontakt:

Prof. Dr. Johanna Groß

Tel.: 0511 / 1609-2446

E-Mail: Johanna.gross@nsi-hsvn.de

Musik – Kultur – Gedächtnis

Tagung des Zentrums für Populäre Kultur und Musik (ZPKM) der Universität Freiburg und des Arbeitskreises Gedächtnis-Erinnern-Vergessen der Sektion Wissenssoziologie am 8. und 9. März 2018 an der Universität Freiburg

Musik ist eine wichtige soziokulturelle Ausdrucksform quer durch alle Kulturen. Als »sinnhafter Zusammenhang ohne Bezug zu einem begrifflichen Schema« (Alfred Schütz) ändert sich ihre Definition mit den jeweiligen kulturellen Kontexten. Der Vielfalt musikalischer Phänomene liegen jedoch einige Gemeinsamkeiten zugrunde: Zum einen hat Musik eine enge Verbindung zum Affektiv-Emotionalen und zum anderen sind Musik und Zeit auf mehrfache Weise verbunden: a) die jeweilige musikalische Darbietung oder Reproduktion ist ein zeitlicher Ablauf und als solcher gedächtnishaft organisiert, b) musikalische Aufführungen sind jeweils gegenwärtige präsentistische Formen, die auf die Differenz von Werk und Interpretation zurückgreifen und entsprechend auf gedächtnishaftige Formen angewiesen sind, und c) jedes Musikstück steht in spezifischen (inter-/trans-)kulturellen Traditionen, die von ihm aktualisiert werden.

Musik, wie auch immer definiert, ist deshalb Element in vielen sozialen Gedächtnissen und bildet von jeher eine Schnittstelle zwischen kulturellen Äußerungsformen und sozialen Formationen. In ihrer Eigenschaft als ästhetische Praxis steht sie sinnbildlich für die ideellen Wertkomplexe, entlang derer Kollektive und Kulturen sich ihres Zusammenhalts vergewissern, oder wirkt selbst begründend für (sub-)kulturelle Gruppierungen. Eine tragende Rolle nehmen diesbezüglich Institutionen wie Schule, Massenmedien oder auch religiöse Organisationen ein. In ihrem Kontext werden einzelne Musikerzeugnisse, Musizierformen, musikalisches Wissen und Stile bewahrt und der Öffentlichkeit stets von neuem zugänglich gemacht, wodurch sie gleichsam lebendig gehalten werden. In den Selektionen und Auslegungen, die diesen Vorgang begleiten, wird nicht selten versucht, ein bestimmtes »Konzept« von (musikalischer) Kultur durchzusetzen. Gleichwohl obliegt es in letzter Konsequenz den Adressaten kultureller Produktion, den Rezipienten, in einem komplexen und letztlich kontingenten Sanktionierungsprozess über die soziale Geltung von musikalischen Erzeugnissen und Praktiken zu befinden.

Musikalisches Erinnern kann nicht losgelöst von den medialen und materialen Grundlagen sinnlicher Wahrnehmung betrachtet werden, angefan-

gen von den Instrumenten der Klangerzeugung bis hin zu den Formen der Aufzeichnung und Reproduktion. Das *Materiale* resp. *Mediale* verweist auf eine substantielle Qualität, die Menschen als etwas Widerständiges erfahren und die bestimmte Effekte zeitigt (zum Beispiel Anhören statt Zuhören, Körperlichkeit der Performanz). Einen tiefgreifenden Umbruch in der musikkulturellen Gedächtnisproduktion bewirkten die elektronischen Massenmedien, die die Speicherung und Tradierung von Musik entlang identisch reproduzierbarer Klanggestalten ermöglichten. Musikalischer Klang konnte fortan als *Ware* (Tonträger) buchstäblich habhaft gemacht werden, nicht zuletzt kumulativ in Form des Plattensammelns. Die sozialen Medien wiederum befördern eine auf Körperpraktiken und expressivem Verhalten basierende Erinnerungspraxis. So erhält der musikinteressierte (Pod-)User etwa durch Videoportale wie *Youtube* die Möglichkeit, musikalische Werke in (potenziell) großer kommunikativer Reichweite neu zu interpretieren. Angesichts der Feedbackstruktur von sozialen Netzwerk-Applikationen (Klicks, Freunde/Abonnenten, Likes etc.) erscheint die These naheliegend, dass musikbezogenes Erinnern zunehmend einer Logik der Popularisierung folgt.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen möchten das Zentrum für Populäre Kultur und Musik (ZPKM) und der Arbeitskreis Gedächtnis-Erinnern-Vergessen theoretische und empirische Beiträge aus dem angerissenen Themenkreis »Musik – Kultur – Gedächtnis« versammeln. Dabei können insbesondere adressiert werden:

- das Verhältnis von Musik, Zeit und Gedächtnis;
- spezifische musikalische Kulturen in ihren Zeit- und Vergangenheitsbezüge;
- mediale und materiale Grundlagen musikalischer Kulturen;
- die Veränderungen der musikkulturellen Gedächtnisse durch die digitalen Medien;
- die Herausbildung, Tradierung und Institutionalisierung von musikalischen Kunstformen in ihrer jeweiligen ästhetischen Praxis (etwa Oper, Ballett, Schlager, Popmusik);
- kulturelle Abgrenzungen von Musik und ihre Legitimationen;
- Musik als konstitutives Element von Kulturen bzw. Kollektiven;
- Körpergedächtnisse und Emotionen in musikalischen Kulturen.

Beitragsvorschläge (ca. 3.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) mit kurzen Angaben zur Person werden bis spätestens **30. November 2017** an die Tagungsorganisatoren erbeten:

Christofer Jost (Universität Freiburg)
E-Mail: christofer.jost@zpkm.uni-freiburg.de

Gerd Sebald (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen)
E-Mail: Gerd.Sebald@fau.de

Offene Tagung der DGS-Sektion Politische Soziologie

26. und 27. April 2018, Universität Bamberg

Die politische Soziologie ist vielfältig und setzt sich empirisch mit unterschiedlichen Phänomenen auseinander. Die hohe Diversität der Forschung resultiert einerseits aus der Komplexität des Gegenstandsbereichs. Andererseits beruht sie darauf, dass innerhalb der Disziplin die Meinungen weit auseinandergehen, was unter politischer Soziologie genau zu verstehen sei. So wird die politische Soziologie entweder als »praxisbezogene Demokratiewissenschaft« (Kißler 2007: 15) bestimmt, oder als dasjenige Teilgebiet der Soziologie, das sich mit sozialen Handlungen beschäftigt, die versuchen, »Entscheidungen, Entscheidungsprozesse und Institutionen zu beeinflussen und zu kontrollieren« (von Trotha 2006: 283), oder als Bindestrichsoziologie, welche die Entstehung und Reproduktion sozialer Ungleichheit untersucht (Kreckel 2004). Diese Aufzählung ist keineswegs erschöpfend. Sie illustriert aber die Brandbreite unterschiedlicher Grundverständnisse hinter dem, was politische Soziologinnen tun.

Auf der geplanten offenen Tagung der DGS-Sektion Politische Soziologie geht es nicht primär um eine Grundsatzdebatte über die Ausrichtung und den Sinn der politischen Soziologie. Wir sind vielmehr daran interessiert, die große Bandbreite aktueller Forschungsarbeiten im Bereich der politischen Soziologie zusammenzuführen und miteinander in einen Dialog zu bringen. Die unterschiedlichen Verständnisse von politischer Soziologie können dabei einerseits als »roter Faden« für eine anregende Diskussion über die Beiträge dienen, andererseits können davon auch Impulse für die Selbstreflexion der Disziplin ausgehen. Dabei sind junge Nachwuchsfor-

scherinnen ebenso herzlich willkommen wie etablierte Mitglieder unseres Faches.

Geplant sind Vorträge von ca. 30 Minuten mit ausreichender Diskussionszeit. Wir bitten um die Zusendung von Vortragsskizzen (im Umfang von 2 bis 3 Seiten) bis zum **4. Februar 2018**. Neben einer inhaltlichen Beschreibung (Titel, Fragestellung, Vorgehen, etc.) sollten diese auch kurz auf das jeweilige Grundverständnis von politischer Soziologie eingehen, an dem sich das Forschungsprojekt orientiert. Beitragsvorschläge senden Sie bitte an folgende Emailadresse: thomas.laux@uni-bamberg.de

Tagungsorganisatoren:

Prof. Dr. Thomas Kern

Dr. Thomas Laux

Tagungen

Conference of the Research Unit »Horizontal Europeanization«

November 2 and 3, 2017 at the Social Science Research Center Berlin (WZB)

The research unit »Horizontal Europeanization« examines processes of European Integration that occur in the interaction between administrations, organizations and individuals. We work in seven research fields and together generate more general knowledge on the scale and scope of Horizontal Europeanization. Our team is composed of eleven researchers based in Germany and Austria.

The aim of the conference is to present preliminary findings from the research unit »Horizontal Europeanization« to colleagues working on the sociology of Europe in Germany and abroad, and to discuss our empirical results with them. The conference will have the character of a workshop. It strives to intensify informal relations among the European-sociological research community.

On the evening of November 2, a panel discussion will be held on »The Growing Divide between the People and the Elites in Europe: Causes and Prospective Solutions«. Discussants will be Jürgen Gerhards (Freie Universität Berlin), Virginie Guiraudon (Sciences Po Paris), Andreas Nölke (Goethe Universität Frankfurt), Michael Zürn (WZB Berlin) and Steffen Mau (Humboldt Universität zu Berlin; chair)

The conference is organized by Jürgen Gerhards and Steffen Mau. Please register via E-mail to: horizontal-eu-conference@hu-berlin.de. Researchers who are not members of the research unit »Horizontal Europeanization« are also welcome. They should register with the organizers beforehand. The panel discussion on Thursday evening is open to the general public and does not require registration. For more information please visit <http://horizontal-europeanization.eu/>.

Strukturelle Gewalt. Der blinde Fleck einer zukünftigen Soziologie der Gewalt?

Tagung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg am 11. und 12. Januar 2018

Die Ende der 1990er Jahre aufgekommene Kontroverse zwischen den angeblichen Mainstreamern und Innovatoren der Gewaltsoziologie (Nedelmann 1997, kritisch: Imbusch 2004) hat weitreichende Folgen für ihre Weiterentwicklung nach sich gezogen. Neben wichtigen Unterschieden im Detail besteht der Konsens heute darin, dass die leibliche Dimension des Gewalterleidens und -antuns zu berücksichtigen sei, wolle man Gewaltphänomene soziologisch besser verstehen (vgl. z.B. Collins 2011, Lindemann 2014, Koloma Beck 2016, Reemtsma 2008, Staudigl 2014).

Einhergehend mit diesem Konsens liegt der Fokus auf physischer Gewalt und der Unmittelbarkeit der Gewalterfahrung. Mit dieser Schwerpunktsetzung ist allerdings eine andere wichtige Folge verbunden: Die Verabschiedung vom Begriff der strukturellen Gewalt, wie er von Galtung (1975) geprägt wurde. Die zwei entscheidenden Argumente lauten dabei, dass erstens das Konzept der strukturellen Gewalt aufgrund seines Allgemeinheitsgrades empirisch nicht operationalisierbar sei und die Abgrenzung zu Nicht-Gewalt erschwere. Zweitens sei das Konzept der strukturellen Gewalt ein normatives Konzept, das eher der Kritik der Gewalt als ihrer Analyse diene. Daher sei es besser, so der Tenor der Kritik, sich auf die konkret erfassbare Wirklichkeit von Gewaltphänomenen zu beschränken.

Die Preisgabe des Begriffs der strukturellen Gewalt wurde verschiedentlich kritisiert (Endress 2013, Schroer 2004). Ein wichtiges Argument der Kritik lässt sich in der These zusammenfassen, dass Gewalt immer in einem symbolischen Kontext stehe (vgl. auch Bourdieu 2005, Zizek 2011). Erst in ihm und durch ihn werde definiert, was denn die jeweils konkret erfassbare Wirklichkeit von Gewalt sei. Berücksichtige man dieses Argument nicht, so ver falle man erstens in den Irrglauben einer Selbstevidenz von Gewalt und zweitens verstehe man so nicht, mit welchen strukturellen Folgen und Bedingungen Gewaltphänomene verbunden sind.

Inzwischen sind erste Versuche erkennbar, theoretische Vorarbeiten zu liefern, die eine Erneuerung des Begriffs der strukturellen Gewalt möglich erscheinen lassen. Vorschläge zur Drittenbezogenheit von Gewaltphänomenen (Koloma Beck 2011, Lindemann 2014, Reemtsma 2008) oder die Rede von Verfahrensordnungen von Gewalt (Lindemann 2017) sind hier-

für Beispiele. Ein theoretisch ausgefeiltes Konzept geschweige denn ein Konsens über die Theoretisierung struktureller Gewalt liegen bisher jedoch nicht vor.

Ziel der Tagung ist es, einen Beitrag zur Debatte um das Konzept der strukturellen Gewalt zu leisten.

Kontakt:

Johanna Fröhlich

E-Mail: johanna.froehlich@uni-oldenburg.de

Albert Scherr

Die Soziologie-Leute und ihre Kritik

Der Beitrag entwickelt Überlegungen zur Fortführung der Kritikkontroverse in der Soziologie. Argumentiert wird, dass jede Form der Kritik, auch die Soziologie der Kritik, normative Maßstäbe in Anspruch nehmen muss. Daran anschließend werden Möglichkeiten einer reflexiven Soziologie gezeigt, die auf den Gestus der Belehrung zugunsten eines dialogischen Verständnisses soziologischer Aufklärung verzichtet. Zudem wird vorgeschlagen, zwischen einer minimalistischen und einer starken Konzeption soziologischer Kritik zu unterscheiden.

The paper develops reflections on the continuation of the controversy about critique in sociology. It is argued that any form of criticism, including the sociology of critique, has to make use of normative standards. Subsequently the possibilities of a reflexive sociology, which forgoes the gesture of instruction in favour of a dialogical understanding of sociological elucidation, will be pointed out. Moreover it is proposed to distinguish between a minimalist and a strong conception of sociological criticism.

Axel Philipps

Brauchen wir eine Soziologie des Digitalen?

Innerhalb der vielfältigen Auseinandersetzungen mit der Digitalisierung in der Gesellschaft gibt es bereits Ansätze für eine Soziologie des Digitalen. Deborah Luptons Einführung in die Digital Sociology macht jedoch deutlich, dass die thematische Einengung auf das Digitale als Querschnittssoziologie an den Einsichten und Kenntnissen der Bindestrichsoziologien vorbeigeht. Letztere werden daher zum Thema Digitalisierung fruchtbarere Analysen in den einschlägigen Themenfeldern generieren. Ungeachtet dessen kommt einer Soziologie des Digitalen als Verbindung zur Informatik eine zentrale Bedeutung zu: Da sie sich mit den Eigenlogiken des Digitalen beschäftigt, schafft sie somit die Voraussetzungen, Wissen über das Digitale soziologisch anschlussfähig bereitzustellen, bei der Entwicklung digitaler Werkzeuge mitzuwirken und auch mit Hilfe der Informatik soziologisch relevante Erkenntnisse zu produzieren.

Among the various sociological examinations of digitalization processes there already is a field called digital sociology. Deborah Lupton's introduction to Digital Sociology, for example, offers a concept for a cross-cutting digital sociology. From her point of view, such a cross-cutting sociology is to be located around the digital. This focus might increase our general knowledge of digital devices and their usage, but it is often restricted to specific theoretical and empirical insights about digital

phenomena. For that reason, studying digital devices within various sociological subfields seems to be more fruitful. More importantly, a sociology of the digital is linked to computer sciences. This connection enables such a sociology to examine inner logics of digital devices, providing a base for sociologically relevant knowledge, and improving suitable digital procedures as well as tools for empirical research.

Stefan Hirschauer, Laura Völkle
Denn sie wissen nicht, was sie lehren

Vor 15 Jahren sprach sich der Vorstand der DGS für eine Methodenausbildung mit einer gleichwertigen Berücksichtigung von standardisierten und nicht-standardisierten Verfahren aus. Der Beitrag prüft, wie es heute um die Realisierung dieser Empfehlung steht. Er stellt zum einen die methodische Ausrichtung von Methodenprofessuren an den soziologischen Instituten in Deutschland dar. Zum anderen untersucht er Bachelor- und Master-Studiengänge auf die Gewichtung qualitativer und quantitativer Anteile in der Lehre. In beiden Bereichen ist neben einem starken Ungleichgewicht zugunsten der quantitativen Sozialforschung eine Pseudosymmetrisierung zu erkennen: Was generalisierend als »empirische Sozialforschung« bezeichnet wird, entpuppt sich bei näherer Betrachtung in der Regel als das quantitative Methodenparadigma. Es ist davon auszugehen, dass ein beträchtlicher Teil der Soziologiestudierenden wie auch schon vor 15 Jahren überhaupt nicht mit qualitativen Methoden in Kontakt kommt. Der Beitrag legt entsprechende Konsequenzen für den Zuschnitt soziologischer Institute nahe.

Fifteen years ago, the DGS steering committee made the case for treating standardized and non-standardized procedures equally within university teaching programmes on social science research methods. Our paper examines the current state of the implementation of this recommendation. First, it depicts the methodological orientation of method professorships at sociology institutes in Germany. Second, it inspects bachelor and master courses with regard to their proportion of qualitative and quantitative methods in their teaching curricula. Alongside a strong imbalance in favour of quantitative research, both these steps reveal a form of pseudo-symmetry: It turns out that behind the misnomer of »social science research« typically the quantitative method paradigm actually lies. Thus, the assumption follows that the lion share of sociology students, just as was the case 15 years ago, still does not come in contact with qualitative methods. The paper concludes with proposals for (re)structuring sociological institutes accordingly.

Volker Müller-Benedict
Examensnoten

Der Artikel behandelt die wichtigsten Ergebnisse eines dreijährigen Forschungsprojekts, das Daten von Examensnoten an Hochschulen über den Zeitraum 1960 bis 2010 erhoben und analysiert hat, mit besonderem Blick auf die Soziologie. Die Daten vor 1997 wurden in sieben Universitätsarchiven gesammelt, danach fortgesetzt mit elektronisch vorhandenen Daten des Statistischen Bundesamts. Der erste deskriptive Teil zeigt langfristig stabile Differenzen zwischen Fächern, sowie innerhalb eines Fachs zwischen Hochschulen. Dabei treten fast immer Zyklen und oft *grade inflation* auf. Soziologie zeigt keine *grade inflation*. Der zweite analytische Teil bringt Erklärungen. Im Detail wird der wachsende Anteil von studierenden Frauen und die Beziehung zwischen der Anzahl der Studierenden und den erreichten Noten analysiert. *Grade inflation* kann damit erklärt werden, dass sich Noten leichter in Richtung »besser« bewegen als in die Richtung »schlechter«, was für alle Beteiligten eher ein Problem darstellt.

The article covers the most important results of a three year project collecting and analyzing data of university exam grades, covering the time span from 1960 to 2010 in Germany, with special regard to the field of sociology. Data prior to 1997 were collected in the archives of seven universities, only thereafter was an official database available. The first descriptive part presents long-term stable differences between fields of study, and from inside one field of study also between universities. Thereby grade inflation and cyclical dynamics appear widely. In the field of sociology grade inflation did not happen. The second analytical part presents some explanations. It analyzes in detail the percentage of women studying and the relationship between the numbers of examined, and the level of grades. Grade inflation can be explained by the fact that grades move more easily toward an »improvement«, whereas the move to »worsening« is more cumbersome.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro AutorIn und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.

Jahresinhaltsverzeichnis 2017

Soziologie in der Öffentlichkeit

Bernhard Schäfers	Der Soziologe, Philosoph und Volksaufklärer Otto Neurath	139–147
-------------------	---	---------

Identität und Interdisziplinarität

Manfred Mai	Soziologie als »Marke«	7–16
Filippo Reale	Räumliche und soziale Strukturen in der kommerziellen Luftfahrt	148–159
Stephan Lessenich	Soziologische Phantasie – heute: Die Welt zu Gast bei »Freunden«	160–172
Georg Vobruba	Die Kritikkontroverse	173–190
Arno Bammé	Transhumane Kommunikation	251–295
Gerhard Preyer	Soziologische Selbstunterscheidungen in der Moderne	296–305
Wolf Lepenies	So ein richtiger Soziologe bin ich ja nicht	377–388
Albert Scherr	Die Soziologie-Leute und ihre Kritik	389–402
Axel Philipps	Brauchen wir eine Soziologie des Digitalen?	403–416

Forschen, Lehren, Lernen

Symposium	Was ist Netzwerkforschung?	17–61
Silke van Dyk, Tilman Reitz	Projektförmige Polis und akademische Prekarität im universitären Feudalsystem	62–73
Tino Heim	Für eine kompromisslose Diskussion der Modi von Wissensarbeit	74–85
Antonia Schmid, Thorsten Thiel	Fachgesellschaften und der Kampf für gute Arbeit in der Wissenschaft	86–93
Anna Henkel	Soziologie der Nachhaltigkeit	306–321
Stefan Hirschauer, Laura Völkle	Denn sie wissen nicht, was sie lehren	417–428
Volker Müller- Benedict	Examensnoten	429–452

DGS-Nachrichten

	Protokoll der Auszählung der Wahlen 2017 zu Vorsitz, Vorstand und Hälfte des Konzils der DGS	191–194
	Eine Bilanz der Mitglieder des DGS-Ausschus- ses »Mittelbau in der DGS/ Beschäftigungs- bedingungen in der Wissenschaft«	195–198
Nicole Burzan	Brief der neuen DGS-Vorsitzenden	322–324
	Vorstand der DGS 2017 bis 2019	325–326 462
	Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Themenskizze zum 39. Kon- gress der DGS 2018 in Göttingen	453–455
	Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologinnen und Soziologen (BDS)	456–462
	Veränderungen in der Mitgliedschaft	94–95, 199–201 327–329 463–465

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Alter(n) und Gesellschaft	330–332
<i>Sektion</i> Arbeits- und Industriesoziologie	333–335
<i>Sektion</i> Biographieforschung	96–99
.....	202–204
<i>Sektion</i> Familiensoziologie	336–338
<i>Sektion</i> Europasozioogie	205–207
<i>Sektion</i> Frauen- und Geschlechterforschung	96–99
.....	99–101
.....	208–210
<i>Sektion</i> Kultursozioogie	102–104
.....	466–468
<i>Sektion</i> Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie	468–471

<i>Sektion</i> Medizin- und Gesundheitssoziologie	105–106
.....	336–338
<i>Sektion</i> Methoden der qualitativen Sozialforschung	339–341
<i>Sektion</i> Migration und ethnische Minderheiten	211–213
<i>Sektion</i> Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse	341–344
<i>Sektion</i> Wissenssoziologie	208–210
.....	344–347

Nachrichten aus der Soziologie

	Habilitationen	114, 221, 483
Stefan Hirschauer	Theoretische Sozialforschung. Laudatio für Karin Knorr Cetina	107–114
	Otto-Borst-Preis 2017	115–116
	Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie	116–117
	ASI-Nachwuchspreis 2017	117–118
Thomas Kron	Gesellschaftsspiele mit Ambivalenz – Zum Tode von Zygmunt Bauman	214–219
Eckhard Dittrich, Jürgen Feldhoff, Markus Pohlmann, Gert Schmidt	In memoriam Philipp Hessinger	220–221
	6. Demografie-Preis für Nachwuchs- wissenschaftler 2016/2017	222–225
Clemens Albrecht	Von der italienischen und deutschen Soziologie zur Soziologie in Deutschland, Italien und Europa?	348–349
	Villa Vigoni-Erklärung zur Förderung eines multilingualen europäischen Konzepts der internationalen Kooperation in den Sozialwissenschaften	350–351
Michaela Pfadenhauer	In memoriam Peter L. Berger	472–477
Joachim Renn	In memoriam Hansfried Kellner	478–482

Autorinnen- und Autorenverzeichnis

Albrecht, Clemens	348–349	Lücking, Andy	57–61
Alert, Katrin	202–204	Mai, Manfred	7–16
Arránz, Becker Oliver	336–338	Mehler, Alexander	57–61
Ayaß, Ruth	339–341	Müller-Benedict, Volker	429–452
Bammé, Arno	251–295	Nagel, Melanie	40–43
Becker, Karina	333–335	Pfadenhauer, Michaela	472–477
Bibbert, Mark	208–210	Philipp, Axel	403–416
Bringmann, Julia	341–344	Poferl, Angelika	96–99
Burzan, Nicole	322–324	Pohlmann, Markus	220–221
Carlson, Sören	205–207	Pollmann-Schult, Matthias	336–338
Clemens, Iris	44–47	Pommerien, Lisa	211–213
Dittrich, Eckhard	220–221	Posegga, Oliver	54–57
Dittrich, Elisabeth	102–104	Preyer, Gerhard	296–305
Dunkel, Wolfgang	333–335	Raab, Marcel	336–338
Duttweiler, Stefanie	99–101	Reale, Filippo	148–159
Eigmüller, Monika	205–207	Reibling, Nadine	336–338
Eunicke, Nicoletta	202–204	Reitz, Tilman	62–73
Feldhoff, Jürgen	220–221	Renn, Joachim	478–482
Fischbach, Kai	54–57	Rodríguez Gutiérrez, E.	99–101
Fischer, Peter	102–104	Schäfers, Bernhard	139–147
Fuhse, Jan	27–31	Scherr, Albert	389–402
Glückler, Johannes	22–27	Schmid, Antonia	86–93
Härpfer, Claudius	51–54	Schmidt, Gert	220–221
Häußling, Roger	47–50	Schneider, Volker	35–38
Heim, Tino	74–85	Schönhuth, Michael	31–35
Heinze, Marianne	466–468	Schroeter, Klaus R.	330–332
Henkel, Anna	306–321	Simonson, Julia	330–332
Hill, Elisabeth	208–210	Söhn, Janina	211–213
Hirschauer, Stefan	107–114	Sommer, Felicitas	468–471
.....	417–428	Stegbauer, Christian	18–22
Höfler, Jannis Leif	211–213	Thiel, Thorsten	86–93
Jorek, Susanna	211–213	van Dyk, Silke	62–73
Kleemann, Frank	333–335	Vobruba, Georg	173–190
Kriwy, Peter	105–106	Völke, Laura	417–428
.....	336–338	Vogel, Claudia	330–332
Kron, Thomas	214–219	Weber, Andreas	336–338
Lackerbauer, Simone Ines	344–347	Winkel, Heidemarie	96–99
Lelong, Bettina	40–43		
Lepenius, Wolf	377–388		
Lessenich, Stephan	160–172		
Linek, Leoni	341–344		
Loter, Katharina	336–338		